

# Materialien 7

## Geschwister in der stationären Erziehungshilfe

Onlineausgabe

Sabine Walper  
Carolin Thönnissen  
Eva-Verena Wendt  
Bettina Bergau

Geschwisterbeziehungen  
in riskanten  
Familienkonstellationen



SOS  
KINDERDORF

Sozialpädagogisches  
Institut

## **Materialien 7**

Geschwister in der stationären Erziehungshilfe

Geschwisterbeziehungen in riskanten Familienkonstellationen.  
Ergebnisse aus entwicklungs- und familienpsychologischen Studien

Sabine Walper  
Carolin Thönnissen  
Eva-Verena Wendt  
Bettina Bergau



**SOS  
KINDERDORF**

Sozialpädagogisches  
Institut

Band 7 der SPI-Materialien

Sabine Walper, Carolin Thönnissen, Eva-Verena Wendt und Bettina Bergau  
(2009).

Geschwisterbeziehungen in riskanten Familienkonstellationen.

Ergebnisse aus entwicklungs- und familienpsychologischen Studien.

Herausgegeben vom Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V.

München: Eigenverlag

ISSN 1868-2790

ISBN 978-3-936085-64-8

ISBN 978-3-936085-68-6 (aktualisierte Onlineausgabe 2010)

urn:nbn:de:sos-137-2

Redaktion: Karin Weiß, Ernst-Uwe Küster, SPI

© 2009 SOS-Kinderdorf e.V. Alle Rechte vorbehalten.

SOS-Kinderdorf e.V.

Sozialpädagogisches Institut (SPI)

Renatastraße 77

80639 München

Tel. 0 89/126 06-432

Fax 0 89/126 06-417

info.spi@sos-kinderdorf.de

www.sos-kinderdorf.de/spi

	SPI-Materialien „Geschwister in der stationären Erziehungshilfe“	5
	Vorwort	7
<b>1</b>	<b>Ausgangspunkt: Lückenhafte Geschwisterforschung und Anliegen der Expertise</b>	<b>9</b>
<b>2</b>	<b>Geschwisterbeziehungen – theoretische Perspektiven und empirische Fokussierungen</b>	<b>14</b>
2.1	Geschwisterbeziehungen aus systemischer Sicht	14
2.2	Rollen und Funktionen von Geschwistern	15
2.3	Geschwister als Bezugspersonen aus Sicht der Bindungs- forschung	18
2.3.1	Zentrale Annahmen der Bindungstheorie	18
2.3.2	Geschwisterbeziehungen als Bindungsbeziehungen	20
2.4	Dimensionen der Geschwisterbeziehung	23
2.4.1	Wärme, Nähe und Loyalität	24
2.4.2	Rivalität	25
2.4.3	Konflikt	28
2.4.4	Relative Macht	31
2.5	Geschwisterbeziehungen im Lebensverlauf	31
2.5.1	Die Entstehung der Geschwisterbeziehung	32
2.5.2	Kleinkind- und Kindergartenjahre	33
2.5.3	Mittlere und späte Kindheit	33
2.5.4	Geschwister im Jugendalter	34
2.5.5	Junges und mittleres Erwachsenenalter	35
2.5.6	Spätes und hohes Erwachsenenalter	36
<b>3</b>	<b>Einflussfaktoren auf Geschwisterbeziehungen</b>	<b>37</b>
3.1	Strukturelle Merkmale der Geschwisterkonstellation	38
3.1.1	Die Stellung in der Geschwisterreihe	38
3.1.2	Der Altersabstand der Geschwister	40
3.1.3	Die Bedeutung der Geschlechterkonstellation	40
3.2	Zusammenhänge im familialen Netzwerk – Kongruenz, Kompensation und Bevorzugung	42
<b>4</b>	<b>Die Rolle von Geschwisterbeziehungen in riskanten Familienkonstellationen</b>	<b>45</b>
4.1	Riskante Familienstrukturen	45
4.1.1	Geschwisterbeziehungen in Trennungs- und Scheidungsfamilien	45
4.1.2	Geschwisterbeziehungen in Stieffamilien	47
4.1.3	Geschwisterbeziehungen in Pflege- und Adoptivfamilien	51
4.1.4	Geschwisterbeziehungen von Halb- und Vollwaisen	52
4.2	Riskante Familiendynamiken	53
4.2.1	Elterliche Konflikte und Partnerschaftsprobleme	53
4.2.2	Belastungen der Eltern-Kind-Beziehungen	56
4.2.3	Ungleichbehandlung durch die Eltern	58
4.3	Gemeinsam oder getrennt platzieren? Geschwister in der Fremdunterbringung	60
4.4	Die Rolle von Geschwisterbeziehungen in Sorgerechtsfragen bei Trennungs- und Scheidungsverfahren	63
4.4.1	Sorgerechtsregelungen in Deutschland	63
4.4.2	Geschwister im Trennungs- und Scheidungsverfahren	64
4.4.3	Folgen der Trennung von Geschwistern	66

<b>5</b>	<b>Fazit und Ausblick</b>	68
5.1	Chancen und Risiken für und in Geschwisterbeziehungen	68
5.2	Stationäre Hilfen zur Erziehung: Geschwisterbeziehungen in familienähnlicher Betreuung	72
5.3	Einordnung der Befunde und künftige Forschung	74
	Anmerkungen	77
	Literatur	78
	Die Autorinnen	105
	Der Herausgeber	106

Geschwisterbeziehungen nehmen in den menschlichen Beziehungen eine spezifische Stellung ein. Sie entstehen qua Geburt und sind auch bei Kontaktabbrüchen lebenslang unauflösbar. Sie sind mit die längsten sozialen Beziehungen im Leben von Menschen überhaupt und ermöglichen ihnen sehr dauerhafte soziale Erfahrungen. Ihrem Wesen nach sind Geschwisterbeziehungen ambivalent, sie können die psychosoziale Entwicklung der Geschwister fördern, aber auch belasten.

Nähe und Abgrenzung, Rivalität und Solidarität, Konflikt und Versöhnung sind Themen, die Geschwisterkinder in ihrer Entwicklung von Anbeginn begleiten. Gefühle, Denkmuster und Handlungsstrategien, die im gemeinsamen familialen Kontext entwickelt werden, prägen ihr Selbstverständnis und ihre Identität.

Der Eintritt in die stationäre Erziehungshilfe bedeutet für alle Kinder und Jugendlichen Unsicherheit und den Zwang, neue Lebensbezüge aufzubauen. Geschwister geben sich häufig gegenseitig Orientierung, vermitteln Nähe und Vertrautheit. Sie können sich dabei unterstützen, biografische Brüche zu verarbeiten und Kohärenz im Lebenslauf zu empfinden.

Eine Trennung von Geschwistern wird von ihnen oft als ein Trauma erlebt, das die Trennung von den Eltern und den Verlust ihrer gewohnten Umgebung verstärkt. Fachkräfte berichten jedoch auch von Konstellationen, bei denen es zum Wohle der Kinder angeraten ist, Geschwister getrennt unterzubringen. Eine Reihe von Studien unterstützt diese Erfahrungen. Einschlägige Forschungsbefunde widersprechen sich mitunter und liefern insgesamt kein eindeutiges Bild, welche Form der Unterbringung generell vorzuziehen ist. Stattdessen werden ein komplexes Wirkungsgefüge und die Notwendigkeit deutlich, jeden Einzelfall möglichst auf der Grundlage einer sorgfältigen Diagnostik individuell einzuschätzen.

Die statistische Dokumentation in der Kinder- und Jugendhilfe gibt nur wenig Auskunft über Geschwisterbeziehungen, über gemeinsame oder getrennte Unterbringungen von Geschwistern, über Entscheidungsgrundlagen und Verläufe von Hilfen. Da in Deutschland zudem nur wenige Studien zu dieser Thematik vorliegen, sind viele Fragen offen:

Aus welchen familialen Kontexten und Geschwisterkonstellationen kommen die Kinder und Jugendlichen? Welche Rolle spielt die Geschwisterkonstellation bei der Unterbringung, welche in der Hilfeplanung? Aufgrund welcher fachlichen, verwaltungslogischen und wirtschaftlichen Argumente werden Entscheidungen für oder gegen die gemeinsame Unterbringung gefällt? Welche Verfahren werden eingesetzt, um zu einer angemessenen Entscheidung zu gelangen? Welche Ansatzmöglichkeiten für pädagogisches Handeln bieten Geschwisterbeziehungen in der Unterbringung? Wie entwickeln sich dort Geschwisterbeziehungen? In welchem Verhältnis stehen belastende zu förderlichen Anteilen in Geschwisterbeziehungen? Ab wann

und in welchen Fällen ist eine getrennte Unterbringung unerlässlich? Wie kann bei einer räumlichen Trennung weiter an der Beziehung gearbeitet werden? Welche Möglichkeiten bietet in diesem Zusammenhang ein familienähnliches Betreuungssetting wie das Leben in einem SOS-Kinderdorf?

Um das Wissen über Geschwisterkinder und ihre Beziehungen zu erweitern, hat der SOS-Kinderdorf e.V. seit Herbst 2007 diesem Thema einen Forschungsschwerpunkt gewidmet. Zentrales Erkenntnisinteresse ist, mehr darüber zu erfahren, wie Kinder und Jugendliche in der Fremdunterbringung ihre Geschwisterbeziehungen als für sie förderlich leben können. Im Rahmen des Schwerpunktes werden bis 2011 mehrere Teilstudien und Praxisforschungsprojekte durchgeführt. Die Erfahrung der Fachkräfte aus den SOS-Kinderdörfern ist dabei eine wichtige Erkenntnisquelle.

Im Verbund mit anderen nationalen SOS-Kinderdorforganisationen in Europa und der International Foster Care Organisation (IFCO), einem internationalen Netzwerk zur Unterstützung von Pflegefamilien, hat sich der SOS-Kinderdorf e.V. um eine Förderung im Rahmen des Forschungsprogramms Daphne III der Europäischen Union beworben. Im Mittelpunkt der beantragten Projektteile steht die Entwicklung von Verfahren zur Unterstützung von Entscheidungen bei der Unterbringung und der pädagogischen Begleitung von Geschwisterkindern.

Das SPI wird die im Forschungsschwerpunkt gewonnenen Erkenntnisse sukzessiv in einer eigenen Themenreihe „Geschwister in der stationären Erziehungshilfe“ in seinen Materialienbänden veröffentlichen, zum Teil auch in englischer Übersetzung. In den ersten Bänden der Themenreihe werden Expertisen vorgestellt zum aktuellen Wissensstand in verschiedenen Disziplinen und professionellen Feldern. Das Thema wird beleuchtet aus Sicht der Psychologie (Sabine Walper, Carolin Thönnissen, Eva-Verena Wendt und Bettina Bergau, Band 7; zudem erscheint eine im SPI erarbeitete kommentierte Literaturübersicht angelsächsischer Studien, Band 9), der stationären Kinder- und Jugendhilfe (Maja Heiner und Sibylle Walter, Band 8), hinsichtlich der rechtlichen Grundlagen und der Rechtspraxis von Unterbringung (Johannes Münder sowie Johannes Münder und Gabriele Bindel-Kögel, Bände 10 und 11) und hinsichtlich der Bedeutung von Diagnostik und Fallverstehen (Christian Schrapper, Bände 12 und 13). In weiteren Bänden werden anschließend die Ergebnisse aus dem Teilprojekt vorgestellt, das die Entwicklung und Erprobung eines Verfahrens zur Einschätzung von Geschwisterbeziehungen zum Ziel hat (Christian Schrapper, Band 14), und aus einer vertiefenden Fallstudie zur Situation von Geschwisterkindern in SOS-Kinderdörfern (Klaus Wolf, Band 15).

Wir möchten mit dieser Reihe ein aus unserer Sicht wichtiges Thema in das Blickfeld rücken und freuen uns um jedwede Resonanz, Beteiligung an der Diskussion und Unterstützung.

Angesichts der Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern, die dem Aufwachsen in Geschwisterkonstellationen seit Langem zugeschrieben wird, muss es verwundern, dass es in Deutschland keine durchgängige Forschungstradition zu diesem Thema gibt. Für die hier vorgelegte Expertise wurden daher überwiegend Ergebnisse aus nordamerikanischen Studien gesichtet und aufbereitet. Noch in den 1970er-Jahren wurden Geschwisterbeziehungen auf der Grundlage von Alter, Anzahl und Stellung der Kinder in der Geschwisterreihe eingeschätzt. Erst in den Achtzigerjahren begann man, weitere Faktoren in die Betrachtung einzubeziehen, wie Familienstrukturen, sozioökonomischer Status oder Erziehungsverhalten der Eltern. Im Zuge dessen rückte auch die Frage nach der Rolle der einzelnen Geschwisterkinder in schwierigen familiären Situationen in den Blick des fachlichen Interesses.

Über das verwandtschaftliche Verhältnis ist von Anbeginn eine soziale Konstellation gegeben, in der sich die persönliche Ausstattung, wie Emotion, Kognition, Handlungskompetenzen, Sozialverhalten, sowie Habitus und Identität herausbilden und sich Normen und Rollenverhalten ausprägen. Diese Entwicklungen und der Verlauf der Geschwisterbeziehungen werden in der folgenden Expertise aus familiensystemischer, bindungstheoretischer und struktureller Sicht in den Blick genommen und auf der Grundlage verschiedener Hypothesen wie der Kongruenz- und der Kompensationshypothese interpretiert.

Aus vielen Befunden geht hervor, dass sich Geschwisterbeziehungen in hohem Maße positiv auf das emotionale Befinden der Geschwister auswirken und in Phasen der Familienreorganisation als bestärkendes Element fungieren können, insbesondere bei Verlust der Primärbeziehung. Die Expertise thematisiert die Rolle von Geschwisterbeziehungen in verschiedenen Familienformen mit besonderem Blick auf riskante Familienkonstellationen und auf die Folgen der Trennung von Kindern im Kontext der Fremdunterbringung.

Gerade nach Erfahrungen extremer familiärer Instabilität können Geschwisterbeziehungen eine wichtige identitätsbildende soziale Ressource sein. Viele empirische Ergebnisse sprechen dafür, Geschwisterbeziehungen auch bei der Fremdunterbringung zu unterstützen. Da die Geschwisterforschung insgesamt noch deutlichen Handlungsbedarf aufweist, werden zum Abschluss wichtige Anregungen für Forschungsstudien gegeben.



Der Wandel von Lebens- und Familienformen hat in den vergangenen Jahrzehnten eine deutliche Verringerung der Kinderzahl mit sich gebracht. So sank die Geburtenrate in Westdeutschland von rund einer Million im Jahr 1964 auf zirka 550.000 im Jahr 2006. In Ostdeutschland war der Rückgang insbesondere im Zuge der Wiedervereinigung noch drastischer (von 1990 bis 1994 sanken die Geburtenzahlen um mehr als die Hälfte von 178.000 auf 79.000) (Statistisches Bundesamt 2007). In beiden Landesteilen stieg einerseits die Kinderlosigkeit (im Westen mehr als im Osten), und andererseits verringerte sich der Anteil kinderreicher Familien (mit drei und mehr Kindern), Letzteres im Osten mehr als im Westen (ebd.). Betrachtet man die Zahl der Kinder in jenen Haushalten, in denen überhaupt Kinder leben, so ist ein deutlicher Rückgang schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu verzeichnen. 1900 gehörten noch durchschnittlich fünf bis sechs Kinder zu einer Familie, während 1930 nur noch drei Kinder und 1955 sogar nur noch zwei Kinder je Familie üblich waren (Kasten 2003). 2006 lebten in jeder Familie durchschnittlich 1,61 minderjährige Kinder (Statistisches Bundesamt 2008). Nach Daten des Statistischen Bundesamtes aus dem Jahr 2006 wachsen zirka 25 % der minderjährigen Kinder als Einzelkinder auf. 48 % der Kinder leben mit einem Geschwister zusammen, 19 % befinden sich in einem Haushalt mit zwei und 8 % mit mindestens drei Geschwistern (Statistisches Bundesamt 2006). Hinzu kommen noch Kinder mit älteren, schon ausgezogenen Geschwistern und Kinder, deren Geschwister aus anderen Gründen nicht im gleichen Haushalt leben.

Geschwisterbeziehungen sind nicht nur weit verbreitet, sondern haben auch eine spezifische Stellung im Netzwerk menschlicher Beziehungen. Wie die Beziehung zu den Eltern ist auch die Geschwisterbeziehung schicksalhaft und unauflösbar, denn „seine Geschwister wählt man nicht aus, sie werden einem von den Eltern vorge setzt“ (Rufo 2004, S. 22). Selbst durch einen Kontaktabbruch wird man nicht wieder zum Einzelkind, sondern der Status als Geschwisterkind überdauert, sodass man nicht umhinkommt, die Beziehung zu deuten und fiktiv, symbolisch oder faktisch auszugestalten (Frick 2004, S. 9). Hinzu kommt, dass Geschwisterbeziehungen in aller Regel die zeitlich ausgedehntesten sozialen Beziehungen im Leben von Menschen darstellen und damit zu den dauerhaftesten sozialen Erfahrungen überhaupt gehören (Schmidt-Denter und Spangler 2005, S. 436).

Während diese Charakterisierung insbesondere für den Prototyp leiblicher Geschwister zutrifft, sind Geschwister doch keineswegs ein einheitliches Phänomen. Im Wesentlichen definieren sich Geschwister über die Zugehörigkeit zu denselben Eltern. Im engeren Sinne gemeint sind damit (Voll-) Geschwister mit biologisch gleicher Abstammung, das heißt mit den gleichen leiblichen Eltern. Teilen sich Kinder nur einen leiblichen Elternteil, so sind sie als Halbgeschwister miteinander verbunden. Demgegenüber sind Stiefgeschwister biologisch nicht miteinander verwandt, sondern nur über die Partnerschaft ihrer Eltern miteinander verbunden, die diese Kinder jeweils aus einer früheren Partnerschaft in ihre neue gemeinsame Beziehung mitgebracht haben. Während in der Vergangenheit Familien mit Halb- und Stiefgeschwistern vor allem nach dem Tod eines Elternteiles und der Wiederheirat des verbleibenden Elternteiles entstanden, geht heute der Gründung einer Stieffamilie zumeist eine Trennung der leiblichen Eltern voraus (Walper und Wild 2002). Zahlenmäßig fallen Stieffamilien und insbesondere Haushalte mit Stiefgeschwistern weniger ins Gewicht, als man

angesichts steigender Scheidungsquoten meinen könnte (Bien, Hartl und Teubner 2002). Nach Schätzungen des Deutschen Jugendinstitutes auf Basis des Familiensurveys leben in Deutschland nur 7 % aller Kinder in einer (primären) Stieffamilie, und nur wenige davon wohnen mit einem Stiefgeschwister im gleichen Haushalt. Leider sind jedoch genaue Zahlen hierfür nicht zu ermitteln. Besonders schwierig wird das Zählen, wenn man den wohl häufigeren Fall in den Blick nimmt, bei dem Stiefgeschwister in separaten Haushalten – jeweils bei ihrer leiblichen Mutter – leben und nur das Wochenende oder die Ferien zusammen verbringen. Und schließlich sind den Geschwistern auch Pflege- und Adoptivgeschwister zuzurechnen, deren (quasi-)verwandtschaftliches Verhältnis zueinander durch die Aufnahme in eine gemeinsame Familie bestimmt ist (außer bei der Stiefkindadoption). In aller Regel sind in Pflege- und Adoptivfamilien Kinder und aufnehmende Eltern nicht biologisch miteinander verwandt, allerdings gibt es auch Ausnahmen.

### *Zur Entwicklung der Geschwisterforschung*

Angesichts der Veränderungen in familialen Geschwisterkonstellationen und mehr noch angesichts der großen Bedeutung, die dem Aufwachen mit Geschwistern für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen lange zugeschrieben wurde, läge es nahe, dass die Geschwisterforschung einen durchaus aktiv-produktiven Forschungszweig darstellt. Dies ist jedoch – zumindest in Deutschland – nicht der Fall. Zwar hat die Geschwisterforschung schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Psychoanalyse ihren Auftakt genommen, doch die Frage nach der Ausgestaltung und Bedeutung von Geschwisterbeziehungen fiel keineswegs auf kontinuierliches Interesse. Zunächst war es ab Mitte der 1920er-Jahre insbesondere der Individualpsychologe Alfred Adler, der – anders als sein Lehrvater Sigmund Freud – Geschwistern beträchtliche Bedeutung beimaß und zum Vorreiter auf diesem Wissensgebiet wurde. Er beschäftigte sich mit Geschwisterkonstellationen und deren Einfluss auf Persönlichkeitseigenschaften, wobei er das Konzept des „Entthronungstraumas“ prägte. Demnach bringt die Geburt eines Geschwisters für den Erstgeborenen einen Schock beziehungsweise ein Trauma mit sich, das in der Folge die Geschwisterbeziehung überschattet und dessen Verarbeitung bis ins Erwachsenenalter andauern kann (Adler 1928, 1973).

Ab Ende der 1950er-Jahre wurde die Frage nach Zusammenhängen zwischen der Geschwisterkonstellation und Besonderheiten der Persönlichkeitsentwicklung immer wieder aufgegriffen, teilweise mit Fokus auf der Bedeutung von Geburtsrangplatz und Geschlechtskonstellation (König 1974; Toman 1987), in anderen Fällen mehr im Hinblick auf die Geschwisterzahl (Sutton-Smith und Rosenberg 1970). Ein sehr bekanntes Modell ist hierbei das Intelligenz-Konfluenzmodell von Zajonc, das besagt, dass das Intelligenzniveau einer Familie durch die Geburt des zweiten Kindes vorübergehend absinkt, das zweitgeborene Kind sich dadurch zunächst langsamer entwickelt, mit der Zeit jedoch dann die Erstgeborenen überholt. Dieser Vorsprung wird aber im Erwachsenenalter angeglichen (Zajonc 2001 a, 2001 b; Zajonc und Markus 1975; Zajonc und Mullally 1997; Zajonc und Sulloway 2007).

Erst 1983 versetzte die metaanalytische Auswertung von Studien zum Geburtsrangplatz mit dem Titel „Birth order“ von Cecile Ernst und Jules Angst (1983) der Deutungsfreude einen Dämpfer. Ernst und Angst zeigten, dass die Position in der Geschwisterreihe keinen wesentlichen Effekt auf die Persönlichkeit hat. Damit wurde ein Richtungswechsel in der Forschung ein-

geleitet, bei dem sich die Aufmerksamkeit weniger auf einfache strukturelle Variablen wie Geschwisterzahl und Geschwisterposition richtete, sondern mit weitaus breiterem Blick und stärker theoriegeleitet die Frage aufgegriffen wurde, welche familiären Faktoren die Qualität von Geschwisterbeziehungen beeinflussen (Lamb und Sutton-Smith 1982). Auch auf forschungsmethodischem Gebiet wurde über anspruchsvollere Forschungsdesigns nachgedacht: Veränderungen von Beziehungen über die Zeit beziehungsweise über die Lebensspanne hinweg sollten damit ebenso abgebildet werden können wie interindividuelle Variationen in Abhängigkeit von personalen und kontextuellen Bedingungen (Frick 2004; Kasten 1998).

Entsprechend werden seit Anfang der 1980er-Jahre in der US-amerikanischen Geschwisterforschung zunehmend mehr Faktoren berücksichtigt: Dies sind zum Beispiel neben Geschwisterzahl und Altersunterschieden auch Familienstruktur, sozioökonomischer Status, Erziehungsverhalten der Eltern. Im Vordergrund stehen Einflüsse auf die Qualität von Geschwisterbeziehung und Fragen zur Rolle von Geschwistern in schwierigen Familiensituationen (Kasten 1993 a). Allerdings hat die Geschwisterforschung in Deutschland keinen vergleichbaren Aufschwung genommen wie in den USA. Wenngleich durch einschlägige Monografien die internationale Befundlage auch in Deutschland Verbreitung gefunden hat (Kasten 1993 a, 1993 b, 1995, 1998, 2003, 2007; Kasten, Kunze und Mühlfeld 2001), sind hier doch nur sehr wenige empirische Untersuchungen auf den Weg gebracht worden. Relativ häufig werden psychoanalytische Fallbeschreibungen von gestörten Geschwisterbeziehungen angefertigt (siehe zum Beispiel Cierpka 2001; Fabian 2004; Petri 2006; Rufo 2004), die für die klinische Praxis durchaus aufschlussreich sind, jedoch vermutlich das positive Potenzial von Geschwisterbeziehungen unterschätzen. Inwieweit die Befunde solcher spezifischen Gruppen auf die Gesamtpopulation übertragbar sind, ist eine offene Frage. Auch werden oft weitreichende interpretative Schlussfolgerungen auf der Grundlage einer vergleichsweise begrenzten Datenbasis gezogen. Aber selbst umfangreichere Untersuchungen sind in aller Regel in ihrer Aussagekraft begrenzt: Sowohl in Deutschland als auch international mangelt es an Längsschnittuntersuchungen, die Aufschluss über Veränderungen im Zeit- beziehungsweise Entwicklungsverlauf geben und Informationen über die Vorhersagbarkeit unterschiedlicher Entwicklungsverläufe von Geschwisterbeziehungen liefern. Die Cambridge Longitudinal Study (Dunn und Plomin 1990) ist eine der wenigen bisher durchgeführten Studien über einen längeren Zeitraum und entsprechend bedeutsam.

Ein relativ großer Forschungszweig beschäftigt sich mit den Auswirkungen von Erkrankungen oder Behinderungen von Geschwistern auf die gesunden Geschwister sowie auf die Geschwisterbeziehung. Die Befunde sprechen größtenteils für negative Auswirkungen auf die psychische Entwicklung der gesunden Geschwister (siehe zum Beispiel Hastings 2007; Lobato, Kao und Plante 2005; Labay und Walco 2004; Orsmond und Seltzer 2007; Ross und Cuskelly 2006). Sie leiden besonders unter der Belastungssituation in Familien mit behinderten Kindern (Asai u. a. 2004; Giallo und Gavidia-Payne 2006). Dennoch sind die Auswirkungen von Krankheiten und Behinderungen nicht bei allen betroffenen Geschwistern nachweisbar (Cuskelly und Gunn 2006; Levy-Wasser und Katz 2004). Da Geschwisterkonstellationen mit behinderten oder chronisch schwerkranken Kindern für den vorliegenden Projektzusammenhang der stationären Erziehungshilfe nicht zentral sind, wird im Folgenden auf diesen Sonderfall der Geschwisterbeziehung nicht weiter eingegangen.

Der vorliegende Literaturüberblick richtet sein Hauptaugenmerk auf Geschwisterbeziehungen in risikoreichen Familienkonstellationen. Vorangestellt sind allgemeine Betrachtungen zu Besonderheiten von Geschwisterbeziehungen, relevanten Einflüssen auf deren Ausgestaltung und Folgen der jeweiligen Beziehungserfahrungen für die Entwicklung der Kinder im weiteren Lebensverlauf. Die Überblicksarbeit bezieht sich hauptsächlich auf die US-amerikanische Forschung zu Geschwisterbeziehungen, deren Übertragbarkeit auf hiesige Verhältnisse am ehesten gewährleistet zu sein scheint. Forschung aus anderen Kulturkreisen wird angesichts der Projekt- ausrichtung auf die Praxis und Systematik der bundesdeutschen Kinder- und Jugendhilfe nicht berücksichtigt.

Das Herzstück der Arbeit stellt Kapitel 4 dar, das Geschwisterbeziehungen in risikoreichen Familienkonstellationen behandelt. Hierbei werden Einflüsse biografisch relevanter Aspekte der Familienstruktur in Trennungs-, Scheidungs-, Stief-, Pflege- und Adoptivfamilien diskutiert. Die Familiendynamik wird anhand der Auswirkungen von Partnerschaftsproblemen, von Ungleichbehandlung der Geschwister und von Belastungen in der Eltern-Kind-Beziehung thematisiert. Mit spezifischem Fokus auf Pflegefamilien wird die Frage, ob Geschwister in der Fremdunterbringung zusammenbleiben oder getrennt werden sollten, aufgegriffen. Ein juristischer Überblick zu Sorgerechtsregelungen, die Stellung der Geschwister im Trennungs- oder Scheidungsverfahren, Entscheidungskriterien für eine Geschwister-trennung und deren Folgen beenden dieses Kapitel.

Um die zentralen Fragestellungen dieser Arbeit im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe angemessen einzubetten, wurden Geschwisterbeziehungen zunächst allgemein in den Familienkontext eingeordnet und ihre zentralen Charakteristika sowie ihre Bedeutung herausgearbeitet. Kapitel 2 liefert hierzu den theoretischen Bezugsrahmen und zeigt auf, wie Geschwisterbeziehungen aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven betrachtet werden. Hierbei wird aus familiensystemischer Perspektive auf die Vernetzung zwischen Geschwisterbeziehungen und anderen familialen Subsystemen hingewiesen. Fragen der Rollengestaltung sowie die unterschiedlichen Funktionen, die Geschwister füreinander haben können, werden empirisch beleuchtet. Ausführlich wird auf die Bedeutung von Geschwistern als Bindungspersonen eingegangen. Dies ist ein Aspekt, der nicht zuletzt für die Frage bedeutsam ist, inwieweit Geschwister einander emotionalen Rückhalt und Schutz bieten können. Im Überblick werden nochmals charakteristische Merkmale von Geschwisterbeziehungen anhand einschlägiger Befunde herausgearbeitet. Es wird deutlich, wie facettenreich Geschwisterbeziehungen sind und dass Ambivalenz quasi ein Strukturmerkmal von Geschwisterbeziehungen ist. Zahlreiche Faktoren nehmen darauf Einfluss, wie die Geschwisterbeziehungen im Einzelfall ausgestaltet sind – das nachfolgende Kapitel 3 behandelt diesen Aspekt noch ausführlicher. Ein kurzer Abriss der charakteristischen Veränderungen von Geschwisterbeziehungen im Lebensverlauf schließt das Kapitel 2 ab.

In Kapitel 3 werden einzelne Einflussfaktoren auf Geschwisterbeziehungen näher in den Blick genommen. Zunächst geben wir einen Überblick über strukturelle Merkmale von Geschwisterkonstellationen, insbesondere die Stellung in der Geschwisterreihe, den Altersabstand und die Verteilung der Geschlechter. Auch greift dieses Kapitel erneut die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Subsystemen innerhalb einer Familie auf und diskutiert neben Einflüssen des elterlichen Erziehungsverhaltens die

Bedeutung der elterlichen Partnerschaftsqualität für Geschwisterbeziehungen. Mit der Kongruenz-, Kompensations-, Puffer- und Bevorzugungshypothese werden verschiedene Erklärungsmodelle vorgestellt, die in Kapitel 4 weiterverfolgt werden hinsichtlich der Einflüsse familialer Risikofaktoren in spezifischen Familienkonstellationen und -dynamiken.

In Kapitel 5 werden schließlich die Erkenntnisse zusammengefasst und wird ein Ausblick gegeben auf weiterführende Fragestellungen, die in der Forschung bislang nur unzureichend beleuchtet wurden. Hierbei nehmen wir Bezug auf Geschwisterbeziehungen in familienähnlicher Fremdbetreuung und skizzieren mögliche Forschungsansätze, die angesichts der berichteten Befundlage und offener Fragen sinnvoll erscheinen.

Nachfolgend werden Geschwisterbeziehungen aus den Perspektiven verschiedener theoretischer Konzepte betrachtet. Dadurch erschließen sich zentrale Merkmale und die Komplexität der Beziehungen.

### 2.1 Geschwisterbeziehungen aus systemischer Sicht

Als besonders hilfreich für die Analyse von Geschwisterbeziehungen hat sich die familiensystemische Perspektive erwiesen, die sie als eingebettet in das weitere Netz familialer Beziehungen betrachtet und die Interdependenzen der familialen Subsysteme in den Blick nimmt (Minuchin 1977; Schneewind 1999 b). Wenngleich Geschwisterbeziehungen eine gewisse Eigenständigkeit innerhalb des Familiensystems besitzen, ist deren Ausgestaltung doch keineswegs unabhängig von den Charakteristika der Beziehungen, die sie innerhalb der Familie umgeben und in die sie verwoben sind: die Beziehungen jedes Geschwisters zu den Eltern, die nicht nur im Vergleich der Geschwister, sondern auch jeweils wiederum für Mutter und Vater unterschiedlich ausfallen können, sowie die Beziehung zwischen den Eltern – mit aller Komplexität, die Trennungsfamilien und „elternreiche“ Systeme wie Stief- und Pflegefamilien jeweils aufweisen können.

Wenngleich Familien in der Vergangenheit vielfach mit der Haushaltsgemeinschaft von Eltern und Kindern gleichgesetzt wurden (zunächst spezifisch begrenzt auf Kernfamilien), so hat sich diese Fokussierung doch als zu kurzfristig erwiesen (Schneewind 1999 a; Walper 2004). Diese Einsicht liegt nicht nur angesichts der generationenübergreifenden Zugehörigkeit von Großeltern, Eltern und Kindern über die Haushaltsgrenzen hinweg nahe, sondern drängt sich auch angesichts der komplexen Verbindungen zwischen Haushalten nach Trennung und Scheidung sowie neuen Partnerschaften in deren Folge auf. Damit können auch komplexere Geschwisterverhältnisse in den Blick genommen werden. In diesem Sinne werden auch hier Geschwisterbeziehungen nicht nur als Subsystem einer Haushaltsgemeinschaft betrachtet, sondern als Teil von Familien, die als „intime Beziehungssysteme“ durch den (variierenden) Grad ihrer Abgrenzung gegenüber der Außenwelt und eine spezifische Binnenstruktur beschreibbar sind.

Grundlegende Annahme der Familiensystemtheorie ist, dass die Verhaltensweisen der einzelnen Mitglieder für das gesamte Familiensystem von Bedeutung sind und sich in zirkulärer Kausalität wechselseitig beeinflussen, sodass Rückschlüsse über einfache, lineare Ursache-Wirkungs-Beziehungen kaum oder nur sehr bedingt möglich sind (Noller 2005; von Schlippe 1995). Besonders naheliegend scheint diese reziproke Beeinflussung bei Geschwisterbeziehungen zu sein, die in aller Regel egalitärer sind als Eltern-Kind-Beziehungen und damit a priori stärker von Eigenschaften und Verhaltensweisen beider Beteiligter geprägt sind, statt nur von der einen, strukturell mächtigeren Seite (von Salisch 1993). Aber auch in der Betrachtung von Interdependenzen zwischen Eltern und Kindern gilt, dass Eltern in ihrer Rolle als „Dirigenten“ der Familie durch die Kooperationsbereitschaft ihrer Kinder begrenzt werden und in ihrem Verhalten auf deren Vorgaben reagieren (Crouter und Booth 2003). Ebenso wechselseitig sind die Interdependenzen zwischen familiären Subsystemen – etwa der elterlichen Partnerschaft und der Geschwisterbeziehung – zu sehen, wenngleich hier von einem stärkeren Einfluss der Eltern als umgekehrt ausgegangen wird (siehe Kapitel 3).

Eine wesentliche Frage richtet sich auf die Art dieser Zusammenhänge der Beziehungsqualitäten in familiären Subsystemen. Zahlreiche Befunde sprechen für die sogenannte Kongruenzhypothese, nach der positive Beziehungsqualitäten in einem Subsystem auch positiven Einfluss auf die Beziehungsgestaltung in den anderen familialen Subsystemen haben. Gut belegt ist dies für Einflüsse einer konflikthafter Beziehung zwischen den Eltern auf die Eltern-Kind-Beziehung (Erel und Burman 1995; Krishnakumar und Buehler 2000), aber auch auf die Geschwisterbeziehung (siehe Kapitel 3.2). Dass allerdings für Geschwisterbeziehungen den Eltern nicht immer eine modellhaft-orchestrierende Funktion zukommt, sondern die Selbstorganisation von Geschwisterbeziehungen als teilautonomes Subsystem der Familie erkennbar wird, zeigt sich insbesondere dort, wo Geschwister in Gegenbewegung zum mangelnden Rückhalt bei den Eltern eine eigene Form der Kohäsion und Solidarität finden. Solche kompensatorischen Prozesse, die als „Kompensationshypothese“ immer wieder in der Geschwisterforschung aufgegriffen wurden, stehen vermutlich nur vordergründig im Widerspruch zur Kongruenzhypothese. Entsprechende Befunde werden etwa in Kapitel 2.3 und 3.2 sowie in Kapitel 4 angesprochen. Zunächst soll jedoch auf die Funktion von Geschwistern im Familiensystem eingegangen werden.

## 2.2 Rollen und Funktionen von Geschwistern

Eine zentrale Frage, die sowohl aus systemischer als auch aus rollentheoretischer Perspektive aufgeworfen wird, richtet sich auf die Rollen und Funktionen, die Geschwister füreinander übernehmen. Der Blick wird damit auch auf die Anforderungen gelenkt, die Rollen und Funktionen – als potenzielle Belastungen, aber auch als Lerngelegenheiten – für die Beteiligten mit sich bringen, sowie auf deren Bedeutung für das individuelle Wohlbefinden und die Kompetenz- wie auch Persönlichkeitsentwicklung der Geschwister.

Geschwister sind sich zunächst Interaktionspartner. Nach Ulrich Schmid-Denter und Gottfried Spangler (2005) haben Kleinkinder mit ihren älteren Geschwistern eine vermutlich größere Kontaktdichte als mit ihren Müttern. Mit zunehmendem Alter, als Vorschul- oder Schulkinder, überwiegt die Zeit, die sie mit den Geschwistern verbringen, die Kontakthäufigkeit zur Mutter deutlich (Bank und Kahn 1976; Lawson und Ingleby 1974). Für die älteren Geschwister werden die jüngeren zu interessanten Spielpartnern (Kasten 1998, 2003). Studien zeigten, dass sich die älteren hierbei an ihre jüngeren Geschwister und an deren schwächere sprachliche und kognitive Fähigkeiten anpassen (Dunn und Kendrick 1982; Pepler, Abramovitch und Corter 1981).

Geschwister sind füreinander jedoch nicht nur Spielgefährten, sondern auch Rivalen, mit denen im Wettstreit konkurriert wird, sei es um Gegenstände, Kompetenzbeweise oder die Zuwendung der Eltern (Lüscher 1997). Entsprechend vielfältig und schwankend sind auch ihre wechselseitigen Gefühle zwischen Zuneigung, Liebe und Ärger oder gar Hass. Aus psychoanalytischer Perspektive wird zudem darauf hingewiesen, dass Geschwister auch als Objekt der Verschiebung von Feindseligkeit und Aggression fungieren können (Parens 1988). Dabei geht man davon aus, dass Aggressionen, die eigentlich gegen einen machtvollen Kontrahenten gerichtet sind, also beispielsweise die Eltern, auf die Geschwister übertragen werden. Eine in diesem Kontext relevante Funktion, die Geschwisterbeziehungen besser noch als Eltern-Kind-Beziehungen und Peerbeziehungen erfüllen können, ist die des Übungsfeldes für Kontroll- und Regulationsmechanismen (Hartup 1980). Während Aggression in der hierarchischen Eltern-Kind-Beziehung nicht adäquat ist und die Beziehungen zu Peers zerstören kann, können Konflikte

in der Geschwisterbeziehung ausgetragen werden, ohne einen Beziehungsabbruch fürchten zu müssen (Schmidt-Denter und Spangler 2005).

Das Altersgefälle der Geschwister geht in aller Regel auch mit einem Kompetenzgefälle einher, das zu spezifischen Rollenbeziehungen einlädt. Ältere Geschwister übernehmen häufig die Rolle des Anstifters und Vorbildes (Schmidt-Denter und Spangler 2005), und die jüngeren identifizieren sich mit ihnen. So lässt sich beispielsweise nachweisen, dass jüngere Geschwister eher rauchen oder antisoziales Problemverhalten entwickeln, wenn dies von Geschwistern und insbesondere von älteren Geschwistern vorgelebt wird (Asbridge, Tanner und Wortley 2005; Snyder, Bank und Burraston 2005). Auf dem Wege dieser Identifikation erweitert das Kind seine Möglichkeiten durch die Erfahrungen des Anderen, indem es sich in ihm sieht. Stephen Bank und Michael Kahn (1997) unterscheiden verschiedene Variationen von Identifikation. Eine enge Identifikation kann einer Symbiose gleichen, sie kann verschmelzend zwischen den Geschwistern empfunden werden oder auch zu starker Verehrung des Geschwisters führen. Eine derartig enge Identifikation birgt allerdings das starke Risiko, die Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes einzuschränken (Bank und Kahn 1997). Ebenfalls negative Auswirkungen hat eine sehr geringe Identifikation der Geschwister, die oft verbunden ist mit einer Verleugnung. Dabei wird dem Geschwister sein Nutzen für die Beziehung aberkannt. Die Geschwisterbeziehung erweist sich in solchen Fällen als sehr starr differenziert, Bank und Kahn (ebd.) sprechen von polarisierter Ablehnung. Als positives Muster der Identifikation wird die Teilidentifikation betrachtet, die dem Ideal einer individuierten Beziehung entspricht, also bei positiver Verbundenheit auch hinreichende Autonomiespielräume bietet. „Sie ermöglicht einen flexiblen Umgang mit den Ähnlichkeiten wie mit den Unterschieden, was in der Regel Veränderungen erlaubt“ (Lüscher 1997, S. 23). Auch wird durch die Teilidentifikation der Zugang zu anderen Beziehungspartnern offen gelassen (Lüscher 1997).

Eng verbunden mit dem Altersgefälle beziehungsweise der Stellung in der Geschwisterreihe ist die Pionierfunktion älterer Geschwister (Bank und Kahn 1975), die aus deren Einflussnahme auf die elterlichen Einstellungen resultiert. Ältere Geschwisterkinder mit Pionierfunktion haben mit den Eltern bestimmte Themen ausgehandelt, sodass jüngere Geschwister die Erlaubnis erhalten, den älteren zu folgen. Dies beinhaltet das Klären von Regeln und das Erringen von Freiräumen (Schmidt-Denter und Spangler 2005). Während die Pioniere die neuen Entwicklungen in der Familie initiieren, können die jüngeren Geschwister hiervon profitieren und die Errungenschaften einfach in Anspruch nehmen. Nicht selten bilden die Jüngeren mit den Älteren ein Bündnis gegen die Eltern, um als starke Verhandlungspartner vor den Eltern zu stehen. Dabei scheinen die Geschwister ihre „Strategien“ auch auf die Erfordernisse abzustimmen, die durch den Widerstand (und das Vorbild) der Eltern entstehen: „Ein starker geschwisterlicher Zusammenhalt ist wahrscheinlicher, wenn auch die Eltern eine Koalition bilden“ (ebd., S. 438). In Auseinandersetzungen können Geschwister auch als Mediatoren fungieren und in der Beziehung zwischen Eltern und Kind als Übersetzer wirken (Cummings und Schermerhorn 2003).

Älteren Geschwistern kommt häufig auch eine Erziehungs- beziehungsweise eine Betreuungs- und Lehrfunktion zu. Dazu gehört die Hilfe bei den Hausaufgaben (Bryant 1982) genauso wie das Babysitten bei Abwesenheit der Eltern (Schmidt-Denter und Spangler 2005). Das Hüten von jüngeren Geschwistern ist ein kulturübergreifendes Phänomen. Jedoch sind der Einsatz und die Intensität kultur- und schichtabhängig. In Deutschland und

anderen Industrieländern beschränkt sich die Aufgabe der Geschwister eher auf gelegentliche Babysittertätigkeiten. Allerdings fehlen hier aktuelle Daten. Zu Beginn der 1980er-Jahre wurden 15 % der Ein- bis Fünfjährigen zumindest teilweise von Geschwistern gehütet, in sozial benachteiligten Schichten allerdings weitaus mehr, nämlich 30 % (Schmidt-Denter 1984). Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass Geschwister Betreuungsaufgaben eher in kinderreichen Familien und für Geschwister mit größerem Altersabstand übernehmen.

Bei Müttern mit Substanzmissbrauch und psychischen Problemen (Risiko-  
stichprobe) zeigen US-amerikanische Befunde multiple Einflussfaktoren auf die Einbindung ihrer Kinder in die Betreuung der Geschwister (McMahon und Luthar 2007): So ist der Grad der Einbeziehung in die Geschwisterbetreuung umso höher, je mehr Kinder im Haushalt leben, je jünger die Mutter ist, je geringer ihr Schulabschluss ist, je mehr sie einer Arbeit außerhalb des Haushaltes nachgeht und je mehr Angstsymptome sie ausweist. Interessanterweise werden Mädchen und Jungen gleichermaßen in die Betreuung ihrer Geschwister einbezogen, wobei das älteste Geschwister am stärksten betroffen ist. Die in der Untersuchung ermittelten Werte legen insgesamt eine relativ hohe Einbindung der im Schnitt zwölfjährigen Kinder nahe. Im Vergleich zur Belastung, die durch eine direkte Fürsorge für die Mutter entsteht, ist die Unterstützung der Geschwister jedoch mit relativ wenig Problemverhalten bei den betroffenen Kindern verbunden: So zeigt sich lediglich ein leicht erhöhtes Risiko für externalisierendes Problemverhalten, während die Fürsorge für die Mutter weiter reichende Konsequenzen nach sich zieht.

Weitaus häufiger scheint es vorzukommen, dass Geschwister Hilfe bei den Hausaufgaben leisten. Ebenfalls zu Beginn der 1980er-Jahre zeigte eine Studie aus den USA, dass damals 78 % der Kinder Unterstützung von Geschwistern bekamen (Bryant 1982). Die Hilfe wird von den jüngeren Geschwistern eher angenommen, wenn wesentlich ältere Geschwister sie unterstützen, und Schwestern werden eher als Lehrende akzeptiert (Cicirelli 1975). Ein möglicher Grund hierfür kann die Ähnlichkeit der Schwestern mit Mutter und Lehrerin sein. Zudem scheinen Jungen als Lehrer häufig weniger effektiv zu sein, da sie Wettbewerb in die Situation einbringen. Insgesamt ist allerdings anzumerken, dass Kinder, ausgenommen Kinder von Einwandererfamilien, mittlerweile zumeist aus der Betreuung der jüngeren Geschwister entbunden sind (Kasten 1998). US-amerikanische Befunde belegen ethnisch-kulturelle Unterschiede bei der Einbindung von Kindern in die Betreuung der Geschwister – bei afroamerikanischen Familien ist sie beispielsweise stärker ist als bei lateinamerikanischen Familien oder Familien europäischen Ursprunges (McMahon und Luthar 2007; siehe auch Jurkovic 1997). Insgesamt scheint sich im Zuge der zunehmenden Kindzentriertheit elterlicher Erziehung das Aufgabenspektrum von Kindern geändert und deren direkte Erziehungsfunktion gegenüber Geschwistern eher abgeschwächt zu haben.

Schließlich können Geschwister auch eine therapeutische Funktion haben (Greenbaum 1965). Da eine positive Beziehung zwischen Geschwistern das Einfühlungsvermögen und soziale Verstehen der Kinder fördert (Dunn 1989), können durch die Interaktion der Geschwister beim Spielen offenbar entsprechende Entwicklungsstörungen ausgeglichen werden (Hartup 1979). Auch dürfte hier zum Tragen kommen, dass im Kontext von Geschwisterbeziehungen die Emotionsregulation und Kontrolle aggressiver Impulse leichter eingeübt werden kann, da Problemverhalten Korrekturen durch die Geschwister erfahren mag, die im Kontext von Peerbeziehungen mit nach-

haltig negativeren Sanktionen verbunden wären (Hartup 1980; Schmidt-Denter und Spangler 2005). Allerdings sollte hier die Belastbarkeit von Geschwisterbeziehungen auch nicht überbewertet werden.

### **2.3 Geschwister als Bezugspersonen aus Sicht der Bindungsforschung**

Bereits John Bowlby (1973) vertrat die Auffassung, dass Geschwister vor allem angesichts von Verlusterfahrungen als wichtige Bezugspersonen fungieren können, die mögliche negative Effekte traumatischer Erfahrungen abpuffern helfen. Dennoch stellt dieses Thema in der empirischen Forschung ein nach wie vor relativ wenig untersuchtes Gebiet dar (Whelan 2003). Im Folgenden wird nach einer kurzen Einführung in die Annahmen der Bindungstheorie auf die Bedeutung von Geschwisterbeziehungen als Bindungsbeziehungen eingegangen. In Kapitel 4.3 wird hierauf nochmals Bezug genommen, wenn es um die Perspektive der Bindungstheorie im Rahmen von Sorge- und Pflugschaftsentscheidungen geht.

#### **2.3.1 Zentrale Annahmen der Bindungstheorie**

Im Zentrum der Bindungstheorie, die vom britischen Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby (1969, 1973, 1980) begründet wurde, steht die Eltern-Kind-Bindung.

Bowlby postulierte, dass jeder Mensch ein angeborenes Bindungsverhaltenssystem („behavioral system“) besitzt, welches dem kleinen Kind Versorgung und Schutz vor Gefahren gewährleistet sowie die sichere Exploration seiner Umwelt ermöglicht. Dieses Verhaltenssystem dient – zusammen mit anderen Verhaltenssystemen – dem übergeordneten Ziel, das Überleben und die sichere Fortpflanzung des Menschen zu sichern (Cassidy und Shaver 1999).

Ab einem Alter von etwa sieben Monaten richtet sich das Bindungsverhalten gezielt auf ganz spezifische Bindungspersonen, welche das Kind primär versorgen – in den meisten Fällen die Eltern. In Gefahrensituationen, also bei Angst, Kummer, Müdigkeit, Schmerzen oder Krankheit des Kindes, wird das Bindungsverhalten des Kindes aktiviert, um ausreichende Nähe zur primären Versorgungsperson herzustellen. Dazu hat das Kind eine Reihe von Verhaltensweisen zur Verfügung, zum Beispiel Weinen, Schreien, Anklammern, später auch Rufen oder Nachlaufen. Auf das Bindungsverhalten des Kindes reagiert die Bezugsperson ihrerseits mit Fürsorgeverhalten. Wird so der bevorzugte Nähezustand zur Bindungsperson hergestellt, kehrt Ruhe in das Bindungssystem ein und andere Verhaltenssysteme, wie Exploration, können aktiviert werden. Die entstehende Bindungsbeziehung zwischen dem Kind und der Versorgungsperson zeichnet sich dadurch aus, dass sie überdauernd und personenspezifisch ist.

Ein Verhaltenssystem stellt nach Bowlby (1969) ein universelles, neutrales Programm dar, das das Verhalten des Menschen organisiert. Im System werden aufgrund bestimmter Auslöser spezifische primäre Verhaltensstrategien aktiviert. Die Verhaltenssysteme haben jedoch auch die Fähigkeit, sich aufgrund individueller Lernerfahrungen an die Anforderungen der Umwelt anzupassen, wobei eine Veränderung der primären Verhaltensstrategien über Feedbackschleifen angenommen wird. Somit können sich aufgrund unterschiedlicher Erfahrungen mit den primären Bindungspersonen unterschiedliche Bindungsverhaltensstrategien entwickeln. Diese Unterschiede in der Qualität des Bindungsverhaltens konnten durch Beobachtungen an Kindern identifiziert werden (siehe unten).

Mary Ainsworth und die mit ihr Forschenden konnten in ihren bedeutenden Beobachtungsstudien nachweisen, insbesondere mit dem standardisierten Fremde-Situation-Test, dass sich Kinder in ihren Bindungsstrategien qualitativ unterscheiden und dass diese Unterschiede weitgehend durch die Fähigkeit der Bezugsperson erklärbar sind, feinfühlig auf die Bedürfnisse ihres Kindes einzugehen (Ainsworth, Blehar, Waters und Wall 1978). Die Beobachtungen führten zur Bildung von drei, später vier Kategorien, welche die qualitativen Unterschiede in den Bindungsstrategien der Kinder beschreiben: sichere, unsicher-vermeidende, unsicher-verstrickte sowie desorganisierte Bindung (ebd.; Main und Solomon 1986; Main 1990). Im Folgenden wird in aller Kürze auf die zentralen qualitativen Unterschiede in den Bindungsstrategien von Kindern eingegangen. Diese Strategien entwickeln sich durch überdauernde Erfahrungen, die die Kinder in der Interaktion mit ihren wichtigen Bezugspersonen machen. (Für eine ausführliche Darstellung zum Thema siehe Grossmann und Grossmann 2004.)

Kinder mit sicherer Bindung machen die Erfahrung, dass die Mutter prompt und angemessen, das heißt feinfühlig, auf ihre Bindungssignale antwortet, wodurch die aktuelle Aktivierung des Bindungssystems nicht mehr notwendig ist. So stehen beim Kind relativ schnell wieder Kapazitäten für die Aktivierung anderer Verhaltenssysteme zur Verfügung: Besonders bedeutsam ist dabei das Explorationssystem des Kindes, welches der Erkundung der Umwelt dient und nur dann aktiviert werden kann, wenn das Bindungssystem deaktiviert ist (siehe zum Konzept der Bindungs-Explorations-Balance Grossmann und Grossmann 2004). Sicher gebundenen Kindern steht damit eine optimale primäre Strategie zur Beruhigung des Bindungssystems zur Verfügung, die eine volle Ausschöpfung der gesamten Bandbreite zwischen Bindung und Exploration möglich macht (Main 1990).

Kinder mit unsicherer Bindung machen hingegen die Erfahrung, dass die Mutter entweder aversiv auf die Bindungssignale des Kindes reagiert oder aber in einer für das Kind unvorhersehbaren Weise agiert. In beiden Fällen bleiben die Bindungsbedürfnisse des Kindes meist unbefriedigt. Während erstere Interaktionsform zu einer unsicher-vermeidenden Bindungsorganisation beim Kind führt, bei der die Kinder ihre Bindungssignale möglichst wenig zum Ausdruck bringen, lernen Kinder mit unsicher-ambivalenter Bindungsorganisation, ihre Gefühle möglichst dramatisch auszudrücken, um sich die Aufmerksamkeit der Mutter zu sichern. Beide Formen von wenig feinfühligem Verhalten führen beim Kind zu sekundären Strategien zur Befriedigung seiner Bedürfnisse: Unsicher-vermeidend gebundene Kinder zeigen eine andauernde Deaktivierung des Bindungssystems, die mit einer Einschränkung des Zugangs zu helfenden Anderen verbunden ist, während unsicher-ambivalent gebundene Kinder eine andauernde Hyperaktivierung des Bindungssystems zeigen auf Kosten einer Einschränkung bei der Exploration ihrer Umwelt.

Die wiederkehrenden Erfahrungen mit den primären Bindungspersonen werden als mentale Repräsentationen von Bindung – sogenannte internele Arbeitsmodelle oder „working models of self and others“ – gespeichert (für einen ausführlichen Überblick zur Konzeption internaler Arbeitsmodelle sowie verwandter Konzepte siehe Bretherton 2001; Bretherton und Munholland 1999; Fremmer-Bombik 1995).

Internale Arbeitsmodelle umfassen Gefühle, Wissen und Vorstellungen über sich und die Bindungsperson sowie Erwartungen, wie eine Bindungsperson auf die eigenen Bindungs- und Explorationsversuche reagieren wird. Sie steuern das Bindungs- und Explorationssystem, konkret das Verhalten, die

Kognitionen und Emotionen in emotional belastenden Situationen (Grossmann und Grossmann 2004, S. 72). Die wichtigste Funktion der internalen Arbeitsmodelle ist es, das Verhalten eines Interaktionspartners vorhersehen und damit auch das eigene Verhalten vorausschauend planen zu können (Bowlby 1969, 1976). Damit organisieren die internalen Arbeitsmodelle Erinnerungen in Bezug auf die Funktionsfähigkeit des Verhaltenssystems und leiten die zukünftigen Versuche, die individuell gültige, optimale Nähe zu wichtigen Bindungspersonen herzustellen (Mikulincer 2006). Dabei gilt, dass je besser ein Arbeitsmodell die externe Realität abbildet, desto besser ein Individuum sich an die gegebenen Anforderungen anpassen kann (Fremmer-Bombik 1995). Die internalen Arbeitsmodelle haben eine lebenslange Wirkung, denn sie steuern über das Kindesalter hinweg das Denken über Beziehungen sowie Verhalten und Gefühle in Beziehungen.

Im Optimalfall bildet sich eine positive beziehungsweise sichere generalisierte Repräsentation von sich und anderen heraus: „Ein Kind bzw. eine Person hat eine Vorstellung, ein internes Arbeitsmodell von seinen Bindungspersonen, wonach sie prinzipiell verfügbar und bereit zu reagieren und zu helfen sind, wenn es gewünscht wird, und sie hat eine entsprechende komplementäre Vorstellung von sich als einer im Grunde liebenswerten und wertvollen Person, die es verdient, dass man ihr hilft, wenn sie Hilfe braucht“ (Grossmann und Grossmann 2004, S. 79). Die Bindungstheorie geht von einer Stabilität des internalen Arbeitsmodells aus, wenngleich Bowlby auch explizit die Möglichkeit von Veränderungen einräumt: Besonders sensitiv für die Entwicklung von Erwartungen bezüglich der Verfügbarkeit von Bindungsfiguren ist seiner Ansicht nach die Phase vom sechsten Monat bis zum fünften Lebensjahr. Diese Sensitivität bleibe aber auch im nächsten Lebensjahrzehnt bestehen, wenngleich in geringerem Maße (Bowlby 1973, zitiert nach Zimmermann 1999).

### 2.3.2 Geschwisterbeziehungen als Bindungsbeziehungen

Trotz einer eher schwachen empirischen Befundlage sind sich Bindungsforscher einig, dass Geschwister eine wichtige Funktion im Familiensystem besitzen (Bowlby 1973; Doherty und Feeney 2004) und ihrerseits eine Bindungsbeziehung darstellen können (Ainsworth 1969; Ainsworth und Eichberg 1991). Aus bindungstheoretischer Sicht wird davon ausgegangen, dass Bindungsverhalten üblicherweise an eine Person gerichtet wird, die älter und weiser ist und von der deshalb Hilfe zu erwarten ist:

„Kurz gesagt: Unter Bindungsverhalten wird jede Form von Verhalten verstanden, das dazu führt, dass eine Person Nähe zu einer klar differenzierten und bevorzugten anderen Person erlangt oder bewahrt, die üblicherweise als stärker oder klüger wahrgenommen wird“ (Bowlby 1977, S. 203). (1)

Wenn Eltern kurzfristig oder dauerhaft als Fürsorge spendende Bindungspersonen ausfallen, können Geschwister diese Funktion einnehmen. Allerdings entwickeln nicht alle Geschwister eine Bindungsbeziehung zueinander. Unter welchen Bedingungen also entsteht eine Geschwisterbindung?

Kinder wie auch Erwachsene zeigen im Falle von Belastungen oder drohender Trennung typische Bindungsverhaltensweisen, wie Nähesuche („proximity seeking“) und Trennungsprotest („separation protest“). Der Bindungspartner fungiert bei Bedrohung als sicherer Hafen („safe-haven“) und bietet als sichere Basis („secure-base“) den Ausgangspunkt für Exploration (Ainsworth 1985/2003; von Sydow 2002). Die genannten Verhaltensweisen stellen vier distinkte, aber interagierende Verhaltensklassen im Bindungssys-

tem des Menschen dar, die in allen Altersstufen beobachtbar sind (Hazan und Zeifman 1994). Obwohl diese typischen Bindungsverhaltensweisen im Einzelnen nicht nur gegenüber Bindungspersonen gezeigt werden, existiert die spezifische Orientierung aller vier Klassen von Verhaltensweisen auf eine Person nur gegenüber einer „echten“ Bindungsperson (Hazan, Campa und Gur-Yaish 2006; Hazan und Zeifman 1994). Auch in Bindungsbeziehungen zu einem Geschwister lassen sich diese vier Bindungsverhaltensweisen belegen (Doherty und Feeney 2004; Noller 2005; Trinke und Bartholomew 1997), besonders deutlich bei eineiigen Zwillingen, die mit einer besonderen Nähe zueinander aufwachsen (Tancredy und Fraley 2006).

Eine vergleichende Studie zeigt, dass bei Befragten mit Geschwistern im Alter von sechzehn bis neunzig Jahren in 22 % der Fälle ein Geschwister alle Funktionen einer echten Bindungsperson erfüllt (Doherty und Feeney 2004). Allerdings werden Geschwister nur von etwa 6 % der Befragten als ihre primäre Bindungsperson identifiziert, während etwa 74 % den Partner und immerhin etwa 21 % die Mutter sowie 16 % den Vater benennen. Personen ohne Partner benennen mit 10 % häufiger ein Geschwister als primäre Bindungsperson als Personen mit Partner (3 %). Ganz ähnliche Befunde ergeben sich in der Studie von Shanna Trinke und Kim Bartholomew (1997), die darüber hinaus differenzieren, dass Geschwister eine große Bedeutung als sichere Basis haben, weniger jedoch als sicherer Hafen. Geschwister fungieren damit stärker als Basis für Exploration, während sie als Spender emotionaler Sicherheit, verglichen mit anderen Bezugspersonen wie Partner oder Mutter, eine geringere Rolle spielen. Die Geschwisterbindung erweist sich besonders unter Singles und Personen ohne Kinder als bedeutsam. Für sie ist die Geschwisterbindung offenbar Ersatz für fehlende Bindungsbeziehungen zum Partner oder (älteren) Kindern. Insgesamt nimmt die Bedeutung der Geschwisterbeziehung im höheren Lebensalter zu (Doherty und Feeney 2004), wobei sich eine besondere Zunahme der Geschwisterbindung im Alter für Zwillinge nachweisen lässt (Tancredy und Fraley 2006).

Diese Befunde geben einen wertvollen Hinweis darauf, dass eine Person mit mehreren Personen eine Bindungsbeziehung haben kann und dass Bindungsbeziehungen in einer Hierarchie organisiert sind, an deren Spitze die wichtigste Bezugsperson steht (Grossmann und Grossmann 2004, S. 68). Während im Kindesalter üblicherweise die Mutter an der Spitze dieser Hierarchie steht, ist es im Erwachsenenalter meist der Partner beziehungsweise die Partnerin (Doherty und Feeney 2004; Hazan und Zeifman 1994; Trinke und Bartholomew 1997). Geschwisterbeziehungen spielen dabei offenbar dann eine besondere Rolle, wenn die Eltern oder ein Partner als Bindungsfigur nicht zur Verfügung steht. Empirische Befunde zeigen, dass eine sichere Bindung zu mindestens einer Bezugsperson mit besserem Sozialverhalten im Kindesalter verbunden ist (Howes, Roding, Galluzzo und Myers 1988). So ist davon auszugehen, dass die sichere Bindung an ein Geschwister Unsicherheiten in der Beziehung zu den Eltern möglicherweise abpuffern kann. Besonders ältere Geschwister können zu einer wichtigen Fürsorge spendenden Bindungsfigur werden.

Empirische Studien belegen eindrucksvoll, dass bereits Kinder im Alter von drei bis sieben Jahren bei einer Stress induzierenden Trennung von der Mutter Fürsorgeverhalten für ihre jüngeren Geschwister zeigen (Stewart 1983; Stewart und Marvin 1984; Teti und Ablard 1989). Besonders jene Kinder, die im Experiment von ihrer Mutter um die kurzfristige Sorge für das jüngere Geschwister gebeten werden, machen sich diese Funktion zu eigen

(Stewart und Marvin 1984). Dabei übernehmen diejenigen Kinder mit größerer Wahrscheinlichkeit die Fürsorgefunktion für ihre jüngeren Geschwister, die zum einen über gute Fähigkeiten zur Perspektivenübernahme (ebd.) und zum anderen eine sichere Bindung zur Mutter verfügen (Teti und Ablard 1989). Insgesamt zeigt etwa die Hälfte der älteren Geschwister Fürsorgeverhalten gegenüber den jüngeren. Kinder, deren Mütter offene Kommunikation über negative Gefühle ermöglichen, übernehmen eher Fürsorge für Geschwister (Howe und Rinaldi 2004). Die Befunde sprechen dabei eher für die sogenannte Kongruenzhypothese, bei der davon ausgegangen wird, dass bei positiven Kompetenzen und Erfahrungen in der Familie auch positive Geschwisterbeziehungen befördert werden (zur Kongruenzhypothese siehe Kapitel 3.2). Dabei kann auch gezeigt werden, dass Kinder mit sicherer Bindung an die Eltern eine positivere Beziehung zu ihren Geschwistern pflegen (Grossmann und Grossmann 2004, S. 401; Teti und Ablard 1989; Volling und Belsky 1992). Insgesamt interpretieren die Autoren ihre Ergebnisse dahingehend, dass bereits kleine Kinder als ergänzende Bindungsperson für jüngere Geschwister fungieren können (Stewart und Marvin 1984, S. 1330).

Allerdings ist aufgrund dieser Befunde nicht davon auszugehen, dass Geschwister im Kindesalter die Eltern als Bindungsfigur vollständig ersetzen beziehungsweise deren eventuelle Defizite kompensieren können. Verhaltensbeobachtungen von älteren Geschwistern, die von ihren jüngeren Geschwistern als einzige Bindungsfiguren bei Stress und Traurigkeit gewählt werden (ein äußerst seltener Fall), zeigen, dass sich das Fürsorgeverhalten in seiner Komplexität deutlich von dem erwachsener Bindungsfiguren unterscheidet (Bryant 1992). Die Fürsorge suchenden jüngeren Geschwister zeigen gegenüber ihren älteren Geschwistern, wenn sie diese als primäre Bezugspersonen gewählt haben, weniger positives Verhalten, sodass von besonderen Belastungen dieser älteren Geschwister auszugehen ist (ebd.). Langfristig muss dabei in Betracht gezogen werden, dass Kinder, die angesichts negativer Familienbeziehungen beziehungsweise mangelnder elterlicher Fürsorge die Fürsorgefunktion für jüngere Geschwister übernehmen, Defizite in der persönlichen Entwicklung erfahren (Herrick und Piccus 2005). Bereits John Bowlby (1977) beschrieb die Gefahr des „compulsive care-giving“, der zwanghaften Fürsorge und Pflege: „Eine Person mit einer solchen Entwicklung hat von früher Kindheit an erfahren, dass die einzige verfügbare liebevolle Bindung eine ist, in der sie immer die Rolle, sich zu kümmern und Verantwortung zu übernehmen, innehat, und dass die einzige Fürsorge und Zuwendung, die sie jemals bekommen kann, diejenige ist, die sie selbst gibt“ (ebd., S. 207). (2)

Dennoch sind diese Phänomene im Sinne der sogenannten Kompensationshypothese (vgl. Kapitel 3.2), die annimmt, dass Geschwisterbeziehungen angesichts belasteter Familienbeziehungen kompensatorische Funktion haben, aus bindungstheoretischer Sicht besonders wichtig: So ist doch im günstigen Fall davon auszugehen, dass Geschwister einander Unterstützung, Geborgenheit, Liebe und die Erfahrung einer langfristig stabilen Beziehung bieten können (siehe zum Beispiel Whelan 2003). Bowlby (1973) thematisierte diese Annahme besonders für den Fall eines Elternverlustes. Auch im Fall ausgeprägter Konflikte und Disharmonie zwischen den Eltern kann eine positive Geschwisterbeziehung im Kindesalter emotionale und Verhaltensprobleme abpuffern, wenngleich angesichts des negativen familiären Klimas eine positive Geschwisterbeziehung insgesamt weniger wahrscheinlich ist (Jenkins 1992) (siehe Kapitel 4.2.1). Empirische Befunde zeigen, dass bereits im Kindesalter eine von Zuneigung und Wärme geprägte Geschwisterbeziehung die negativen Auswirkungen von kritischen Lebens-

ereignissen auf die Entwicklung von Problemverhalten abpuffern kann (Gass, Jenkins und Dunn 2007). Dieser schützende Einfluss ist dabei unabhängig von der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung nachweisbar, wenn gleich er auch nur für nach außen gerichtetes Problemverhalten, nicht für nach innen verlagerte Probleme bestätigt werden kann. Für das Jugendalter ist ein Zusammenhang zwischen mehr Unterstützung in der Geschwisterbeziehung und weniger externalisierendem Problemverhalten belegbar (Branje, van Lieshout, van Aken und Haselager 2004). Gewährt die Unterstützung ein älterer Bruder, ist ein Zusammenhang mit weniger Schulproblemen und höherem Selbstbewusstsein (Milevsky und Levitt 2005) nachzuweisen.

Mit wachsender Entwicklung von sozialen und emotionalen Kompetenzen im Jugend- und Erwachsenenalter nimmt diese protektive Funktion zu: So können im jungen Erwachsenenalter Geschwisterbeziehungen eine negative Beziehungsqualität zu den Eltern kompensieren und negative Auswirkungen, wie beispielsweise die Entwicklung von Depressionen, mangelndem Selbstwert oder Gefühle von Einsamkeit und Unzufriedenheit, abfedern (Milevsky 2005). Die Unterstützung durch ältere Brüder kann im Jugendalter die mangelnde Fürsorge durch die Mutter mildern (Milevsky und Levitt 2005). Für junge Mütter im Jugendalter nehmen insbesondere die älteren Schwestern eine wichtige Unterstützungsfunktion ein (Gee, Nicholson, Osborne und Rhodes 2003). Etwa die Hälfte der befragten jungen Mütter nannte ein älteres Geschwister als wichtige Quelle der Unterstützung, wobei ältere Schwestern zweimal häufiger genannt wurden als ältere Brüder. Trotz dieser subjektiv hohen Bedeutung der geschwisterlichen Unterstützung macht sich diese nicht in einem verbesserten emotionalen Befinden der jungen Mütter bemerkbar.

Letztlich ist aus bindungstheoretischer Sicht zu schlussfolgern, dass der Aufbau einer Bindungsbeziehung unter Geschwistern vor allem durch die geteilten Erfahrungen im Elternhaus befördert wird (Whelan 2003). Dabei muss die Geschwisterbindung nicht automatisch oder durchgängig positiv sein. Bank und Kahn (1997) zeigen in ihrer klinischen Forschung eindrucksvoll, dass sich angesichts negativer familiärer Erfahrungen die Bindung unter Geschwistern häufiger durch größere Nähe auszeichnet, aber auch durch negative Aspekte mit missbräuchlichen Dynamiken geprägt ist (siehe Kapitel 3.2 und Kapitel 4). So lässt sich beispielsweise für das Jugendalter zeigen, dass Kinder aus Trennungsfamilien besonders häufig eine Geschwisterbindung aufbauen, die von besonders viel Wärme und gegenseitiger Unterstützung der Geschwister und gleichzeitig von Feindseligkeit geprägt ist (Sheehan, Darlington, Noller und Feeney 2004). Damit kann die Geschwisterbindung sowohl positive wie auch negative Effekte für das Sicherheitserleben von Kindern haben, wobei die langfristigen Erfahrungen mit den Eltern grundlegend sind: „Geschwister können ein sicheres, geborgenes und verlässliches Betreuungsumfeld befördern und/oder ein unsicheres fortführen“ (Whelan 2003, S. 28). (3)

## **2.4 Dimensionen der Geschwisterbeziehung**

Die Qualität von Geschwisterbeziehungen lässt sich angesichts ihrer Komplexität kaum angemessen durch globale Unterscheidungen zwischen positiv und negativ abbilden. Wyndol Furman und Duane Buhrmester (1985) haben vier Dimensionen der Qualität der Geschwisterbeziehung identifiziert und näher in den Blick genommen. Diese Dimensionen sind „Wärme beziehungsweise Nähe“, „Rivalität“, „Konflikt“ und „relative Macht beziehungsweise Status“. Diese Aspekte bezeichnen zwar Beziehungsqualitäten,

beziehen sich allerdings auch auf Verhaltensweisen der Beteiligten, die nicht notwendigerweise auf beiden Seiten gleich ausfallen und folglich auch seitens der Geschwister unterschiedlich erlebt werden können. Im Folgenden soll anhand empirischer Befunde ein Einblick in die Ausgestaltung dieser Beziehungsaspekte und deren Bedeutung für die psychosoziale Entwicklung der Geschwister gegeben werden. Gleichzeitig werden relevante Einflüsse auf die einzelnen Merkmale von Geschwisterbeziehungen angesprochen, die in Kapitel 3 eingehender und stärker systematisch behandelt werden.

#### 2.4.1 Wärme, Nähe und Loyalität

Nach Patricia Noller (2005) charakterisiert die Dimension „Wärme beziehungsweise Nähe“ den wichtigsten Aspekt der Geschwisterbeziehung, der am ehesten geeignet ist, die individuelle Verhaltens- und Sozialentwicklung sowie die Befindlichkeit der Geschwister vorauszusagen: Wenngleich vor allem in klinischen und qualitativen Studien vor den Gefahren einer zu engen, verstrickten Beziehung gewarnt wird, haben sich in standardisierten Befragungen viel Wärme und große Nähe doch durchgängig als Ressourcen erwiesen, die mit mehr Wohlbefinden und einer günstigeren Entwicklung der Beteiligten einhergehen (Dunn, Brown und Beardsall 1991; Dunn und Munn 1985; Herrera und Dunn 1997; Howe, Aquan-Assee, Bukowski, Lehoux und Rinaldi 2001; Pike, Coldwell und Dunn 2005). Gekennzeichnet wird die Dimension „Wärme beziehungsweise Nähe“ nach Furman und Buhrmester (1985; Buhrmester und Furman 1990) durch die Aspekte wahrgenommener Ähnlichkeit, Zuneigung, Wertschätzung und Bewunderung von und durch Geschwister, Intimität beziehungsweise Selbstöffnungsbereitschaft in der vertrauensvollen Kommunikation, unterstützend-prosoziales Verhalten und Freundschaft.

Das Gefühl der Nähe und Ähnlichkeit sowie prosoziales Verhalten sind unter gleichgeschlechtlichen Geschwistern – insbesondere unter Mädchen (Hetherington, Henderson und Reiss 1999) – stärker ausgeprägt. Hinsichtlich Intimität und Freundschaft spielt der Altersabstand eine zusätzliche Rolle: Gleichgeschlechtliche Geschwister in Dyaden mit engem Altersabstand berichten mehr von Intimität und Freundschaft zwischen ihnen. Helgola Ross und Joel Milgram (1982) untersuchten die Entstehung und Aufrechterhaltung von Nähe in einer Studie mit 75 Teilnehmerinnen und Teilnehmern mit je durchschnittlich 3,5 Geschwistern. Hierbei zeigte sich, dass Nähe durch gemeinsame Erfahrungen – sei es in der Familie, im Subsystem der Geschwister oder mit bestimmten Geschwistern – befördert wird. Ebenso erwiesen sich gleiche familiäre und persönliche Werte, gemeinsame Familientraditionen, ähnliche Ziele und Interessen wie auch das Teilen von Raum förderlich für die Herstellung und Aufrechterhaltung von Nähe. Nicht zuletzt ist die Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern ein zentraler Schrittmacher für Nähe.

Empirische Befunde zeigen durchweg positive Effekte einer von Wärme und Nähe geprägten Geschwisterbeziehung. So konnte belegt werden, dass wachsende Intimität unter Geschwistern mit weniger depressiven Symptomen (bei Mädchen) sowie mehr sozialen Kompetenzen im Umgang mit Gleichaltrigen im Jugendalter einhergeht (Kim, McHale, Crouter und Osgood 2007). Insgesamt erweisen sich positive Gefühle und Wärme in der Geschwisterbeziehung als wichtige Einflussfaktoren für eine positive Entwicklung von Emotionen und Verhalten in der Kindheit und im Jugendalter (Modry-Mandell, Gamble und Taylor 2007; Oliva und Arranz 2005). Konflikte in der Geschwisterbeziehung sind weniger ausschlaggebend (Pike, Cold-

well und Dunn 2005). Nähe in der Geschwisterbeziehung kann dabei bereits in der Kindheit die Effekte kritischer Lebensereignisse und eine damit verbundene Entwicklung von nach außen orientiertem Problemverhalten abpuffern (Gass, Jenkins und Dunn 2007). Dieser Befund weist auf die wichtige Unterstützungsfunktion von Geschwistern hin (siehe ausführlich Kapitel 2.3).

Eng verbunden mit dem Aspekt der Nähe ist die geschwisterliche Loyalität, die jedoch stärker das Verhalten beziehungsweise die Haltung der oder des Einzelnen in dieser Beziehung beschreibt. Die Basis der Loyalität ist neben einer vertrauensvollen und engen Beziehung insbesondere die gegenseitige Verantwortung (Schmidt-Denter und Spangler 2005). Kennzeichen der geschwisterlichen Loyalität sind wechselseitige Sympathie und ein aktives Streben nach Zusammensein, mitunter auch die Entwicklung einer speziellen, exklusiven Sprache als Ausdruck besonderer Verbundenheit, vor allem jedoch Kooperation und Hilfsbereitschaft, die gegenseitige Verteidigung gegen Außenstehende und eine Konfliktlösung, die in der Regel ohne Niederlage verläuft und mit Ritualen des Verzeihens einhergeht (Bank und Kahn 1997). Trotz der hier angedeuteten Wechselseitigkeit lässt sich unterscheiden zwischen beidseitiger („reciprocal“) und einseitiger Loyalität („one-way loyalty“) (ebd.). Die einseitige Loyalität ist durch ungleiche Dispositionen und Investitionen der Geschwister in ihrer Beziehung gekennzeichnet. Eine Person ist primär die gebende und beschützende, die andere ist überwiegend diejenige, der gegeben wird. In einer Studie von Judy Dunn und Shirley McGuire (1994) beschrieben immerhin 20 % der Kinder ihr eigenes Verhalten und das ihrer Geschwister in der Beziehung als sehr unterschiedlich.

Bei der beidseitigen Loyalität sind Kooperation und wechselseitige Hilfsbereitschaft stark ausgeprägt. Die gegenseitige Loyalität stellt aufgrund der ausgewogen hohen Bereitschaft, in die Beziehung zu investieren, das Ideal dar. Die Geschwister sind gute Freunde, und die Harmonie der Gemeinschaft wird als besonders wichtig erachtet, dennoch ist jeder Geschwister teil eigenständig. Stephen Bank und Michael Kahn (1982) verweisen allerdings darauf, dass wechselseitige Geschwisterloyalität auch häufig dann auftritt, wenn die Geschwister sehr belastet sind. Das ist zum Beispiel der Fall unter familiären Bedingungen, bei denen die Sozialisationsleistungen der Eltern geschwächt oder nicht vorhanden sind (Adam-Lauterbach 2007; Schmidt-Denter und Spangler 2005). Geschwister versuchen dann, die elterlichen Defizite hinsichtlich emotionaler und materieller Versorgung zu kompensieren, den Familienzusammenhalt zu gewährleisten und die Betreuung und Unterstützung der Geschwister zu sichern. Dies kann für die Entwicklung der Kinder förderlich sein, jedoch auch einzelne in ihrer Entfaltung behindern (Lüscher 1997).

#### 2.4.2 Rivalität

Häufig werden die Begriffe „Rivalität“, „Neid“ und „Eifersucht“ in der Geschwisterforschung weitgehend austauschbar und ohne Abgrenzung verwendet. Tatsächlich bezeichnen sie alle ein Konkurrenzverhältnis, das sich jedoch auf unterschiedliche Objekte beziehen und unterschiedlich ausgestaltet sein kann. Katharina Ley (2007, S. 5) beschreibt Rivalität als „tätigen Neid“. Bei Neid handelt es sich um eine Dreiecksituation zwischen zwei Personen und einer Sache, während Eifersucht immer in Situationen zwischen drei Personen entsteht. Eifersucht und destruktiver Neid sind nach Ley (ebd.) immer mit negativem Selbstwert verbunden, während Rivalität durchaus auch positives Potenzial hat (Frick 2004). Allerdings werden

Neid und Eifersucht häufig als Indikatoren zur Erfassung von Rivalität verwendet.

Nach Hartmut Kasten (1993 a) ist man sich über die Wurzeln geschwisterlicher Rivalität bis heute nicht einig. Sigmund Freud sah Rivalität zwischen Geschwistern als etwas Selbstverständliches an, wobei andere Psychoanalytiker wie Alfred Adler (1928) die Rolle des „Entthronungstraumas“ des Erstgeborenen bei der Geburt des zweiten Geschwisters betonen und darauf verweisen, dass mit der Geburt eines zweiten Kindes in der Familie ein Wettstreit der Kinder um die elterliche Zuneigung und Ressourcen beginnt. Wieder andere Autoren führen Rivalitätsmotive auf von Geschwistern selbst getätigte Vergleiche zurück, die häufig von den Eltern oder dem sozialen Umfeld (Schule, Peers) initiiert oder aufgegriffen werden. Vergleichsprozesse zwischen Geschwistern sind üblich und kommen vor allem dann zum Tragen, wenn sich Geschwister als einander sehr ähnlich erleben, so zum Beispiel bei einem geringen Altersunterschied und demselben Geschlecht. Auch das Bestreben des Einzelnen, innerhalb der Geschwisterbeziehung einen bestimmten Status beziehungsweise Anerkennung durch andere zu erreichen, trägt zu Rivalität bei. Und schließlich wird nicht zuletzt unterschiedliches Verhalten der Eltern gegenüber den Kindern als zentraler Auslöser für Neid, Eifersucht, Konkurrenz und Aggressionen herausgestellt (siehe zum Beispiel Brody, Stoneman und Burke 1987). Eine solche Ungleichbehandlung ist, vermutlich auch aufgrund altersbedingt unterschiedlicher Bedürfnisse von Kindern, nicht selten. So belegt eine Studie, dass Zweitgeborene mehr mütterliche Aufmerksamkeit erfahren (Bryant und Crockenberg 1980), auch in einer triadischen Situation mit der Mutter und zwei Geschwistern. Andere Befunde sprechen wiederum dafür, dass das Erstgeborene in der Interaktion mit der Mutter mehr Zuwendung bekommt (Stocker, Dunn und Plomin 1989). Resümierend lässt sich sagen, dass die Stellung in der Geschwisterreihe wohl nur begrenzten Einfluss hat.

Mehr noch als die – möglicherweise auch aus Sicht der Kinder unumgängliche und insofern gerechtfertigte – Ungleichbehandlung der Geschwister gibt die Bevorzugung eines bestimmten Geschwisters durch die Eltern Anlass für Konkurrenzgefühle und Rivalitäten (Adams 1982). Wenngleich die Übergänge zwischen Ungleichbehandlung und Bevorzugung vermutlich fließend sind, haben sie doch unterschiedliche affektive Implikationen für die Kinder: Eine erlebte Bevorzugung des anderen Geschwisters impliziert weitaus mehr offensichtliche Ungerechtigkeit und Abwertung eigener Bedürfnisse sowie Ansprüche seitens der Eltern. Dieter Ferring, Thomas Boll und Sigrun-Heide Filipp (2003) weisen ebenfalls auf das Problem der Unterscheidung von Ungleichbehandlung und Bevorzugung hinsichtlich deren Effekte hin. „Elterliche Ungleichbehandlung [zeigt] insbesondere dann negative Effekte, wenn diese von den Kindern als unbegründet resp. nicht gerechtfertigt wahrgenommen wird und damit als Benachteiligung resp. Bevorzugung interpretiert wird“ (Ferring, Boll und Filipp 2001, S. 9).

Für die Wahrnehmung elterlicher Ungleichbehandlung lässt sich eine Reihe struktureller Risikofaktoren ausmachen: Kinder mit jüngeren Geschwistern erleben mehr elterliche Ungerechtigkeiten als solche mit älteren Geschwistern (Furman und Buhrmester 1985). Auch der Altersabstand und die Familiengröße sind bedeutsam. Das Gefühl der Rivalität mit sehr viel jüngeren Geschwistern ist in Familien mit mehr als vier Kindern besonders ausgeprägt (ebd.). Der Wettstreit um die elterliche Zuwendung, die sich auf die bedürftigeren jüngeren Kinder konzentriert, scheint demnach bei hoher Geschwisterzahl noch zusätzlich akzentuiert zu werden. Beobachtungsstudien zur Entwicklung von Rivalität in der frühen Kindheit untermauern

die zentrale Bedeutung der Eltern, insbesondere der Mutter, in den ersten Jahren nach der Geburt des Geschwisters (Abramovitch, Corter, Pepler und Stanhope 1986). So hängen die Reaktionen des Erstgeborenen auf das Geschwister stark von seiner Beziehung zur Mutter ab. Im Kontext einer positiven Beziehung zur Mutter werden prosoziale Orientierungen und positive Affekte des älteren Geschwisters gegenüber dem jüngeren deutlich stärker befördert, vermutlich nicht zuletzt, weil Gefühle der Benachteiligung gegenüber dem jüngeren Geschwister weitaus seltener entstehen. Demgegenüber zeigen Erstgeborene, die eine negative Beziehung zur Mutter haben, gegenüber ihrem jüngeren Geschwister typisches „Verliererverhalten“, nämlich Rückzug und Feindseligkeit (Dunn 1988).

Helgola Ross und Joel Milgram (1982) untersuchten in ihrer Studie neben der Entstehung und Aufrechterhaltung von Nähe auch Rivalität. Hierbei konnte gezeigt werden, dass die Ursache der Rivalität an erster Stelle das Verhalten der Eltern und nur an zweiter das der Geschwister ist. Aufrechterhalten wird Rivalität hauptsächlich durch die Favorisierung eines Kindes durch die Eltern, durch Konkurrenzverhalten zwischen den Geschwistern und teilweise auch durch das Gefühl, ausgeschlossen zu werden, durch das Festhalten an Rollenzuschreibungen und dadurch, dass Rivalität zwischen den Geschwistern in der Familie nicht thematisiert wird. Häufiger sind es Jungen als Mädchen, die Geschwisterrivalität initiieren, was eine größere Wettbewerbsorientierung der Jungen nahelegen mag, aber auch durch ein stärker forderndes und konfrontatives Verhalten der Eltern den Jungen gegenüber bedingt sein könnte. Bei der Frage nach Inhalten der Rivalität zwischen Geschwistern wurde am häufigsten die Leistung genannt, gefolgt von körperlicher Attraktivität, Intelligenz, sozialer Kompetenz und Reife.

Ähnlich wie es für die Nähe unter Geschwistern berichtet wurde, zeigen sich auch hinsichtlich der Rivalität charakteristische Schwankungen über die Lebensspanne hinweg (ebd.). In der Kindheit und Jugend ist Rivalität am stärksten ausgeprägt, bei Verlassen des Elternhauses und Beginn eines eigenen Lebens nimmt Rivalität nachweisbar ab. Während der Erwachsenenjahre kommt es, abhängig von äußeren Gegebenheiten (wie Unterschieden im beruflichen Erfolg der Geschwister), zur Wiederbelebung von Rivalitätsimpulsen. Durch Zunahme von Nähe im höheren Alter flammt Rivalität ebenfalls wieder auf. Die sich hier andeutende Parallellität von Nähe und Rivalität verweist abermals darauf, dass das gleichzeitige Vorhandensein von positiven und negativen, also ambivalenten Gefühlen ein charakteristisches Merkmal von Geschwisterbeziehungen darstellt.

Rivalität ist – wie oben für Loyalität beschrieben – nicht nur ein Merkmal der Beziehung, sondern charakterisiert auch entsprechende Wahrnehmungen und Verhaltensweisen der einzelnen Geschwister. Entsprechend lässt sich zwischen einseitiger, wechselseitiger und mit dem Geschlecht verknüpfter Geschwisterrivalität unterscheiden. Bei einseitiger Rivalität ist meist das sich unterlegen fühlende Geschwister der Initiator. Diese Form der Rivalität tritt am häufigsten auf (ebd.) und ist ein wesentlicher Anlass für Konflikte (siehe unten).

Wie bereits erwähnt, sind häufig die Eltern Ursachen der Geschwisterrivalität. Neben der Ungleichbehandlung (siehe Kapitel 4.2.3) hat auch der elterliche Erziehungsstil Auswirkungen auf die Rivalität: Eine konformitätsfördernde Erziehung steht einer offenen Rivalität im Weg (Kasten 2003) und reagiert auf rivalisierendes Verhalten primär mit negativen Sanktionen, ohne den Kindern konstruktive Strategien für den Umgang mit Wettbewerb und Konkurrenz zu vermitteln. Wenngleich einschlägige Daten zum Wandel

von Geschwisterbeziehungen nicht verfügbar sind, legt der Wandel elterlicher Erziehungseinstellungen und -praktiken doch nahe, dass Geschwister rivalität heute weniger stark sanktioniert wird, da die frühere Konformitätsorientierung mittlerweile auf breiter Basis einer stärkeren Orientierung an Werten Platz gemacht hat, die für Autonomie und Selbstverwirklichung stehen (Schneewind und Ruppert 1995; Walper 2004). Offenkundig hat auch die Kultur einen Einfluss auf auftretende Rivalität: So wird beispielsweise in kollektivistisch orientierten Stammesgesellschaften Rivalität missbilligt, weshalb sie dort seltener auftritt (Watson-Gegeo und Gegeo 1989).

Ein gewisses Maß an Rivalität kann jedoch durchaus eine produktive Funktion für die Geschwisterbeziehung und die eigene Identitätsentwicklung haben (Frick 2004). „Neid-, Eifersuchts- und Rivalitätsgefühle sind wichtig für den Aufbau der eigenen Identität, für Abgrenzung, für Selbstbehauptung; dafür sich wehren zu können für sich selbst, für seine Einzigartigkeit“ (Ley 2007, S. 2). In einer gesunden Beziehung sind Wettbewerb und Rivalität also ein Antrieb für die Entwicklung von Durchsetzungsfähigkeit und Individualität (Frick 2004; Ley 2007). Jedoch besteht auch das Risiko, dass Rivalität, Neid und Eifersucht überhandnehmen. Bei übermäßiger, rasender Eifersucht können seelische Wunden entstehen, die jahrelang zukünftige Beziehungen belasten (Frick 2004). Häufig findet sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen Geschwisterrivalität und emotionalen Störungen (Nissen 2002). Entsprechend wurde auch in der International Classification of Diseases (ICD-10), ein von der Weltgesundheitsorganisation herausgegebenes Manual aller anerkannten Krankheiten und Diagnosen, das Störungsbild der Geschwisterrivalität aufgenommen:

„F93.3 Emotionale Störung mit Geschwisterrivalität: Die Mehrzahl junger Kinder zeigt gewöhnlich ein gewisses Ausmaß emotionaler Störungen nach der Geburt eines unmittelbar nachfolgenden jüngeren Geschwisters. Eine emotionale Störung mit Geschwisterrivalität soll nur dann diagnostiziert werden, wenn sowohl das Ausmaß als auch die Dauer der Störung übermäßig ausgeprägt sind und mit Störungen der sozialen Interaktionen einhergehen. Geschwistereifersucht“ (Weltgesundheitsorganisation 2008).

Auch nach Casey Moser und Mitautoren (2005) indiziert Rivalität, die nicht erfolgreich bewältigt wurde, therapeutische Aufgaben für die klinische Praxis: „Eine der häufigsten Auswirkungen in Form von unangemessener sozialer Anpassung [...] ist die Entwicklung eines stark konkurrierenden Naturells“ (ebd., S. 272). (4) Wenn es keine Möglichkeit gibt, die Unterlegenheitsgefühle zu kompensieren, kann Rivalität also destruktiv wirken (Lüscher 1997). „Die ‚gesunde‘ Rivalität ist jedoch offen und nicht fixiert, sondern wechselt ab mit Zeiten von Verbündung und Solidarität“ (Fabian 2004, S. 80).

#### 2.4.3 Konflikt

Geschwisterbeziehungen bergen aufgrund der Abstimmungserfordernisse im Alltag – wie Familienbeziehungen generell – ein nicht unbeträchtliches Konfliktpotenzial, das gleichwohl deutlich variieren kann. Die Konflikthaftigkeit von Geschwisterbeziehungen lässt sich durch das Ausmaß an Streit, Widerspruch und Wettstreit beschreiben (Furman und Buhrmester 1985). Das Augenmerk der empirischen Forschung ist dabei auf offene Konflikte beziehungsweise Auseinandersetzungen gerichtet. Generell treten mehr Konflikte bei Geschwisterpaaren mit geringem Altersabstand auf (ebd.). Auch mit älteren Geschwistern wird mehr gestritten, soweit sie nicht wesentlich älter sind. Insbesondere ältere Geschwister des gleichen Geschlechts werden als dominant erlebt und laden zu Auseinandersetzungen ein.

Demgegenüber ergeben sich weniger Konflikte mit sehr viel jüngeren Geschwistern.

Neben diesen strukturellen Merkmalen der Geschwisterkonstellation haben auch Verhaltensdispositionen einzelner Geschwister einen Einfluss auf die Konflikthaftigkeit der Geschwisterbeziehungen. So zeigen sich vermehrt Konflikte bei hochaktiven Geschwistern, eine geringere Konflikthäufigkeit jedoch bei zwei ruhigen Geschwistern (Volling und Blandon 2003). Vor allem ältere Geschwister mit gesteigertem, nach außen gerichtetem Problemverhalten scheinen ein Trainingsfeld zu bieten, in dem jüngere Geschwister das aggressive Verhalten der älteren übernehmen und einüben (Teti und Candelaria 2002). Insbesondere jedoch erweist sich die Familiendynamik und dabei wieder die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung als bedeutsam. So zeigen etwa Kinder, die in der frühen Kindheit eine unsichere Bindung an die Mutter entwickelt hatten, im Kindergartenalter gegenüber ihren Geschwistern mehr konflikthafte Verhalten (Volling und Belsky 1992). Vermutlich verstärkt der mangelnde emotionale Rückhalt in der Beziehung zur Mutter ein stärker insistierendes und konfrontatives Verhalten statt einer konstruktiven Problemlösung bei der Durchsetzung eigener Interessen. Auch häufige Eingriffe der Eltern in Auseinandersetzungen zwischen den Geschwistern tragen eher zu einem höheren Konfliktniveau in der Geschwisterbeziehung bei, statt es längerfristig zu begrenzen (Furman und Giberson 1995). Es liegt nahe, dass die Kinder auf diesem Weg daran gehindert werden, eigene Lösungen zu finden, und somit keine effektiven Strategien erwerben, mit denen sie ihre Divergenzen konstruktiv beilegen können (Teti und Candelaria 2002). Auch mögen die elterlichen Eingriffe als geradezu aufdringlich erlebt werden und aggressive Strategien befördern. Demgegenüber reduziert sich streithaftes und gegeneinander gerichtetes Verhalten zwischen den Geschwistern, und prosoziale Interaktionen nehmen zu, wenn Eltern mögliche Konflikte der Geschwister vorausschauend schon im Vorfeld abzufangen versuchen, also etwa Regeln über akzeptables Verhalten unter den Geschwistern aufstellen, Aktivitäten der Kinder planen und strukturieren und sich die Zeit nehmen, mögliche Probleme vorwegzunehmen und mit den Kindern vorab zu besprechen (Furman und Giberson 1995; Teti und Candelaria 2002).

Wenngleich offene Rivalität eng mit Konflikten verbunden ist, so führt doch nicht jede Form von Rivalität zu konflikthaften Auseinandersetzungen, und umgekehrt gibt es weitaus mehr Anlässe für Auseinandersetzungen als Rivalität – etwa Meinungsverschiedenheiten, divergierende Interessen oder Kritik am Verhalten des anderen. Insofern stellt Konflikthaftigkeit ein eigenständiges Charakteristikum von Geschwisterbeziehungen dar. Auch ist sie nicht als Gegenpol zum Ausmaß emotionaler Nähe zwischen Geschwistern misszuverstehen. Zwar sind Konflikte vielfach in der konkreten Situation mit negativen Gefühlen wie Ärger oder Wut verbunden, aber es zeigt sich, dass Wärme beziehungsweise Nähe zwischen Geschwistern als überdauernde Beziehungsqualität kaum oder nur schwach mit Konflikten in Geschwisterbeziehungen zusammenhängen (Furman und Buhrmester 1985). Auch dies illustriert, dass widersprüchliche Gefühle von Kindern gegenüber ihren Geschwistern keine Seltenheit sind und – soweit sie sich parallel stabilisieren – auch ambivalente Beziehungsmuster entstehen können (Buehler 1939; Ley 2007).

Shirley McGuire, Susan McHale und Kimberley Updegraff (1996) beschreiben vier Typen von Geschwisterbeziehungen, basierend auf den Dimensionen Wärme und Feindseligkeit. Die harmonische Geschwisterbeziehung (a), die sich durch viel Wärme und wenig Feindseligkeit auszeichnet, eine feind-

selige Beziehung (b) mit wenig Wärme und viel Feindseligkeit, die affektintensive Beziehung (c), in der viel Wärme, aber auch viel Feindseligkeit vorherrscht, und letztlich die uninvolverte Geschwisterbeziehung (d), die durch wenig Wärme und wenig Feindseligkeit charakterisiert ist. Zwei andere Studien konnten nur die drei erstgenannten Beziehungstypen bestätigen (Teti und Candelaria 2002). Interessanterweise zeigt sich in diesen beiden Studien, die jeweils Geschwisterpaare mit einem aggressiven Kind im Grundschulalter untersuchten, dass nur die Hälfte der Geschwisterbeziehungen als konflikthaft (bei geringer Wärme) einzustufen ist. Selbst bei erhöhtem Problemverhalten eines Geschwisters entwickeln sich also in der Hälfte der Fälle Beziehungen, die zumindest auch durch Wärme charakterisiert sind.

Darüber hinaus zeigte eine dieser Arbeiten, dass die Konflikthaftigkeit der Geschwisterbeziehung das Problemverhalten des Risikokindes beeinflusst: In denjenigen Geschwisterbeziehungen, die als unterstützend eingestuft wurden (hohe Wärme bei geringem Konflikt) reduzierte sich das Problemverhalten des aggressiven Geschwisters über die Zeit, anders als in den beiden anderen Gruppen, in denen Konflikte vorherrschten (mit oder ohne Wärme). Allerdings wurde hierbei nicht gleichzeitig auch das elterliche Erziehungsverhalten in den Blick genommen, sodass offenbleibt, inwieweit sich hinter den Effekten der Geschwisterbeziehung nicht möglicherweise stärkere Einflüsse der Eltern verbergen. Immerhin gibt es auch Befunde, die aufzeigen, dass Geschwister einen eigenständigen Einfluss auf die sozioemotionale Entwicklung von Kindern haben – zumindest im Hinblick auf die Sozialisations- beziehungsweise erzieherische Funktion der älteren Geschwister (Bryant 1989).

Insgesamt verweist eine Reihe empirischer Befunde auf negative Auswirkungen von Geschwisterkonflikten auf die Entwicklung in Kindheit und Jugend. So gehen im Jugendalter vermehrte Konflikte unter Geschwistern mit mehr depressiven Symptomen einher (Kim, McHale, Crouter und Osgood 2007). Diese negativen Auswirkungen auf die Entwicklung von Depressivität ließen sich auch längsschnittlich an einer Stichprobe von fünfzigjährigen Männern nachweisen. In dieser Studie ging eine negative, von Konflikten und mangelnder Wärme geprägte Geschwisterbeziehung mit mehr depressiven Symptomen sowie mehr Substanzmissbrauch einher (Waldinger, Vaillant und Orav 2007).

In einer Studie mit Jungen konnten Geschwisterkonflikte in der späten Kindheit als Indikatoren für mehr antisoziales Verhalten sowie für mehr Probleme mit Gleichaltrigen im frühen und mittleren Jugendalter ausgemacht werden (Bank, Burraston und Snyder 2004). Die individuelle Entwicklung scheint jedoch auch von den Konfliktlösefähigkeiten der Geschwister abzuhängen. Generell pflegen Geschwister untereinander offenbar schlechtere Konfliktlösestile als gegenüber ihren Eltern (Tucker, McHale und Crouter 2003). Zudem weist die Datenlage auch darauf hin, dass Konflikte unter Geschwistern weniger bedeutsam sind für die Entwicklung von Problemverhalten als mangelnde Positivität und Wärme in der Geschwisterbeziehung (Modry-Mandell, Gamble und Taylor 2007; Pike, Coldwell und Dunn 2005). Bis zu einem gewissen Grad dürften Konflikte unter Geschwistern ein normales Phänomen sein, wobei negative Auswirkungen auf die Entwicklung nicht notwendigerweise bestehen müssen. Gehen vermehrte Konflikte aber auch mit einem Mangel an Unterstützung, Wärme und Zuneigung unter den Geschwistern einher, besteht die Gefahr von nachhaltigen Entwicklungsproblemen sowie einer anhaltenden Belastung der Geschwisterbeziehung.

#### 2.4.4 Relative Macht

Geschwisterbeziehungen werden häufig mit Peerbeziehungen verglichen, die aufgrund des geringen Altersgefälles als vergleichsweise gleichberechtigt gelten – jedenfalls im Vergleich zur Eltern-Kind-Beziehung (von Salisch 1993). Asymmetrien bestehen jedoch auch zwischen Geschwistern, sie kommen in der jeweiligen Rollengestaltung zum Ausdruck und betreffen Macht beziehungsweise Status. In ihrer Studie zählen Wyndol Furman und Duane Buhrmester (1985) zur „relativen Macht“ der Geschwister die Aspekte der ausgeübten beziehungsweise zugestandenen Dominanz, der Bewunderung beziehungsweise des Bewundertwerdens, aber auch die Fürsorge für das Geschwister und die von ihm. Wie zu erwarten, zeigt sich, dass das Altersgefälle einen starken Einfluss auf die relative Macht hat. So berichten ältere Geschwisterkinder von mehr Fürsorge für und Dominanz über das jüngere Geschwister, während umgekehrt das jüngere Geschwister mehr Fürsorge und Dominanz durch das ältere Geschwister erlebt. Auch werden ältere Geschwister mehr bewundert als jüngere. Das Machtgefälle ist am größten bei einem Altersabstand von mehr als vier Jahren. Auch die Bewunderung steigt mit dem Altersabstand der Geschwister. Zudem erweist sich die Familiengröße in Kombination mit dem Alter als bedeutsam. In Familien mit mehr als vier Kindern werden ältere Geschwister als besonders fürsorgend erlebt. In solchen großen Familien haben jüngere Geschwister auch weniger Einfluss auf die älteren Geschwister als in Familien mit weniger Kindern.

Hinsichtlich der Auswirkungen relativer Macht auf die Entwicklung der Kinder ist vergleichsweise wenig bekannt. Hier sind für die einzelnen Facetten von Machtbeziehungen durchaus unterschiedliche Effekte zu erwarten. Wie erwähnt, hat die erfahrene Fürsorge durch ein älteres Geschwister positive Auswirkungen auf die sozioemotionale Entwicklung der jüngeren Kinder (Bryant 1992). Demgegenüber lässt ausgeprägte Dominanz eines Geschwisters eher negative Folgen erwarten, begrenzt dies doch die individuellen Handlungsspielräume des anderen und sollte damit seiner Individuationsentwicklung entgegenstehen. So ist zum Beispiel unklar, wie sich die Kombination von viel Fürsorge bei starker Dominanz auf Geschwister auswirkt. Da ein solches „autoritäres“ Muster vermutlich wenig an den Bedürfnissen eines jüngeren Geschwisters orientiert ist, sind ähnlich nachteilige Effekte wie bei einer autoritären Erziehung durch die Eltern wahrscheinlich. Dabei wäre jedoch auch hier die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und das über sie erfahrene Muster von Machtbeziehungen zu berücksichtigen, in das die Geschwisterbeziehung eingebettet ist.

#### 2.5 Geschwisterbeziehungen im Lebensverlauf

Sowohl in der Familienentwicklungstheorie (Schneewind 1999 b) als auch in der Lebensverlaufsforchung beziehungsweise der Life-Span-Entwicklungspsychologie wird betont, dass die Ausgestaltung von Rollen und Beziehungen allgemein mit altersgradierten, phasentypischen Anforderungen und Möglichkeiten variiert. Somit lassen sich typische Entwicklungsverläufe beschreiben. Die Entwicklung ist dabei keineswegs normiert, sondern kann im Einzelfall deutliche Abweichungen vom typischen Verlauf aufweisen. Dennoch liefern entwicklungsbezogene Modellvorstellungen und Befunde hilfreiche Hinweise für altersgradierte beziehungsweise phasentypische Besonderheiten auch von Geschwisterbeziehungen.

### 2.5.1 Die Entstehung der Geschwisterbeziehung

Für Eltern ist die Geburt eines zweiten Kindes mit weniger Veränderungen verbunden als der Übergang zur Elternschaft mit der Geburt des ersten Kindes. Hingegen bedeutet für das erstgeborene Kind die Geburt eines Geschwisterkindes eine wesentliche Veränderung seiner Stellung in der Familie. Alfred Adler (1928) ging dabei von einem „Entthronungstrauma“ aus. Heute hat man Abstand von dieser Vorstellung genommen, denn empirische Befunde zeigen, dass ältere Geschwister zu einem Baby vielfach ein sehr liebevolles und positives Verhältnis haben (Unverzagt 1995). Dennoch kann die Geburt eines Geschwisters eine Zeit mit krisenhaften Erlebnissen für die älteren Kinder sein. Die mehrtägige Abwesenheit der Mutter im Krankenhaus ist nicht selten belastend. Kinder, die ihre Mutter in dieser Zeit häufig besuchen, sind dem Baby gegenüber aufgeschlossener und verständnisvoller (Kasten 1993 a, 2003). Die Erst- oder früher Geborenen müssen jetzt die Rolle des älteren Geschwisters übernehmen. Zu diesem Zeitpunkt ist das Verhalten der Eltern sehr bedeutend, denn es ist ihre Aufgabe, den Kontakt zwischen den Geschwistern aufzubauen.

Kurt Kreppner und Mitautoren (1981) haben auf Basis ihrer Befunde ein Drei-Phasen-Modell entwickelt, das die Annäherung zwischen den Geschwistern beschreibt und aufzeigt, welche Rolle die Eltern dabei spielen. Das Modell orientiert sich am Entwicklungsfortschritt des jüngeren Geschwisters. In der ersten Phase, die den Zeitraum von der Geburt bis zum achten Lebensmonat des jüngeren Geschwisters umfasst, liegt der zentrale Fokus darauf, dass beide Kinder versorgt werden müssen und die Aufgaben im Haushalt bewältigt werden. Dabei können Eltern unterschiedliche Herangehensweisen praktizieren: Während die Mutter sich überwiegend mit dem Baby beschäftigt, kann sich der Vater mehr um das ältere Geschwister kümmern, oder die Mutter ist hauptsächlich zuständig für die Fürsorge aller Kinder, während der Vater eher den Haushalt und Außenbeziehungen übernimmt. Natürlich können sich die Eltern in den Bereichen auch abwechseln. Gerade in dieser Phase erweist es sich als hilfreich für die Umstellung des älteren Geschwisters, wenn die Eltern seinen Bedürfnissen nach ungeteilter elterlicher Zuwendung entgegenkommen und ihm viel Aufmerksamkeit schenken. Ebenfalls hilfreich ist es, wenn Eltern die Kontaktaufnahme zwischen den Geschwistern anregen und das ältere Geschwister in die Aktivitäten rund um das Baby mit einbinden (füttern, tragen, wickeln).

Die zweite Phase dauert bis zum sechzehnten Lebensmonat des jüngeren Geschwisters. In dieser Zeit nimmt der Aktionsradius des Babys zu, und es kommt zunehmend zu Konflikten zwischen den Geschwistern. Sie zeigen Anzeichen von Rivalität und Eifersucht und müssen lernen, dass sie sich nach dem Streit wieder vertragen. Bei der Regelung von Konflikten durch die Eltern gibt es unterschiedliche Möglichkeiten (Schütze 1986). Häufig kommt es vor, dass Eltern das ältere Geschwister ermahnen, seine eigenen Wünsche zurückzustellen. Manche Eltern halten sich allerdings aus dem Konflikt ganz heraus, und wieder andere beugen möglichen Konfliktsituationen vor und vermeiden sie im Vorfeld. Oftmals teilen sich die Eltern in dieser Phase die Kinderbetreuung weiterhin so, dass sich jeder Elternteil um ein anderes Kind kümmert – meist die Mutter um das Baby, der Vater um das ältere Kind. Als Folge spezialisieren sich die Zuständigkeiten.

In der dritten Phase (16. bis 24. Lebensmonat) lassen die Rivalitäten nach, und auch die Eltern müssen weniger eingreifen oder vermitteln. Wenn diese Phase abgeschlossen ist, hat sich die Familie als Ganzes weitgehend konso-

lidiert und in ihre Subsysteme differenziert, wobei Eltern und Geschwister je ein familiales Subsystem bilden (Kreppner und Lerner 1989).

Es kann also für das Erstgeborene schwierig sein, wenn ein neues Geschwister in die Familie kommt, oder aber es kann seitens des älteren Geschwisters als Geschenk und Bereicherung der Familie erlebt werden (Lüscher 1997). Die Eltern nehmen hierauf Einfluss und können eine positive Entwicklung unterstützen. Hat sich nach 24 Monaten das Geschwistersubsystem entwickelt, werden mit zunehmendem Alter die Interaktionen zwischen den Geschwistern häufiger und intensiver (ebd.). Auch das Sozialverhalten nimmt zu und wird durch positive wie auch negative Aktionen geprägt. Die jüngeren Geschwister sind jetzt in der Lage, die älteren herauszufordern, die wiederum entsprechend reagieren. Aber gerade auch dieses negative Sozialverhalten demonstriert den Grad der Vertrautheit und das Eingespieltsein (Dunn 1983). Ein größerer Altersabstand zwischen den Geschwistern fördert das prosoziale Verhalten des Älteren gegenüber dem Jüngeren, erschwert aber eventuell die Identifikation (Lüscher 1997) (siehe Kapitel 3.1.2).

### 2.5.2 Kleinkind- und Kindergartenjahre

Ältere Geschwister zeigen zunehmend mehr Anteil an ihren jüngeren Geschwistern, wenn diese zirka vier Jahre alt sind, denn nun sind die Geschwister eher ebenbürtige Spielpartner (Kasten 1998; Noller 2005). Durch die gemeinsam verbrachte Zeit entwickeln sich Vertrauen und Kenntnisse um Neigungen und Eigenschaften des jeweils Anderen. Diese Erfahrung bestimmt auch spätere Kontakte und soziale Beziehungen (Lüscher 1997). Fürsorge und prosoziales Verhalten werden meist von den älteren Geschwistern gezeigt (Pepler, Abramovitch und Corter 1981), kommen allerdings zwischen Brüdern seltener vor (Abramovitch, Corter, Pepler und Stanhope 1986). Geschlechtsunterschiede finden sich in mehrfacher Hinsicht. Während sich Mädchen durch mehr prosoziales Verhalten auszeichnen (Lüscher 1997) und ältere Schwestern gegenüber ihren jüngeren Geschwistern den Fürsorge spendenden Part übernehmen (Schmid und Keller 1998), zeigen Brüder mehr aggressives Verhalten (Berndt und Bulleit 1985). Mit der Zeit kommt es jedoch auch bei Bruder-Schwester-Paaren zu vermehrten aggressiven Verhaltensweisen und negativem Sozialverhalten, vermutlich weil die Interessen zu verschieden sind. Dennoch bleiben in dieser Altersphase die älteren Geschwister Vorbild und Modell (Cicirelli 1976; Weinmann 1994). Prozesse der Identifikation und De-Identifikation mit den Geschwistern beeinflussen den Aufbau des Selbstbildes (Lüscher 1997).

### 2.5.3 Mittlere und späte Kindheit

Viele Untersuchungen zur Geschwisterbeziehung richten ihr Forschungsinteresse auf die Lebensspanne vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahr und auf das Jugendalter (Dunn 1992). Dies wohl nicht zuletzt, weil die Kinder nun sprachlich in der Lage sind, Auskunft über ihre Beziehung zu geben. Während diese Phase in den USA schon seit den 1960er-Jahren intensiv beforscht wurde, liegen in Deutschland hierzu kaum Untersuchungen vor. US-amerikanische Längsschnittstudien belegen für die Zeit der Vorschuljahre bis zur mittleren Kindheit eher eine geringe Stabilität von Geschwisterbeziehungen (ebd.). In der Regel egalisieren sich Geschwisterbeziehungen dann in der mittleren Kindheit zunehmend und sind weniger asymmetrisch (Buhrmester und Furman 1990; Kasten 1993 a; Noller 2005). Gleichzeitig steigt die Kooperation. Kinder können nun ihre Konflikte besser selbst regeln, und die Eltern treten in den Hintergrund. Bei emotionalen Problemen werden nun unter Umständen eher die Geschwister zurate gezogen als die

Eltern. Die Beziehung zu den Geschwistern wird immer differenzierter wahrgenommen, und die Geschwister sehen sich zunehmend als Individuen, unabhängig vom Kontext ihrer Beziehung. Dadurch können allerdings auch Ambivalenzen stärker zutage treten. Eine Asymmetrie in den Gefühlen zwischen Geschwistern kann Teil eines Separations- und Individuationsprozesses sein, im Zuge dessen sich ältere Geschwister von der Familie zu distanzieren versuchen, wohingegen sich jüngere Geschwister mit den älteren und deren größerer Autonomie identifizieren.

Kontakte verlagern sich in dieser Phase vermehrt aus der Familie in den extrafamilialen Bereich zu Peers und persönlichen Freunden, wobei die Kinder dennoch viel Zeit gemeinsam mit den Geschwistern verbringen. Eltern berichten von einer geringeren Konfliktneigung, wodurch die Beziehung insgesamt positiver bewertet wird. Das Lehrer-Lernender-Rollenmuster nimmt in der mittleren Kindheit infolge des Schulbesuches einen immer größeren Raum ein. Geschwister helfen sich gegenseitig bei den Hausaufgaben, wobei sich ältere Geschwister in der Lehrerrolle durchaus kompetent verhalten, indem sie sich dem Entwicklungsstand des jüngeren flexibel anpassen können, so zum Beispiel im Sprachverhalten.

#### 2.5.4 Geschwister im Jugendalter

Wenngleich verschiedentlich auf die Bedeutung von Geschwistern für die Identitätsentwicklung hingewiesen wird und gerade dies als zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugendalters gilt (Erikson 1968), wurden Geschwisterbeziehungen in dieser Lebensphase bisher kaum untersucht. Einige Ausnahmen stellen zum Beispiel die Untersuchungen von Frances Schachter (1982) zur De-Identifikation und die Studie von Joan Pulakos (1989) zum Vergleich von Geschwister- und Peerbeziehung dar. Demnach nähern sich im Jugendalter die Geschwisterbeziehungen – wie auch die Beziehungen zu den Eltern (Walper 2003) – im Idealfall einer individuierten Beziehung an, die durch zunehmende Autonomie bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung von Verbundenheit und Nähe gekennzeichnet ist. Auch die Konfliktbelastung der Geschwisterbeziehung ist in dieser Phase eher geringer.

Eine Distanzierung zwischen Geschwistern ist mit dem Eintritt ins Jugendalter nur in geringem Maße zu verzeichnen und sollte nicht überbewertet werden (Buhrmester und Furman 1990). Einige Geschwisterbeziehungen entwickeln sich vermutlich während der Adoleszenz eher in Richtung Unterstützung und Gleichwertigkeit. Fürsorge und Aufsicht spielen aufgrund der wachsenden Kompetenzen der jüngeren Geschwister keine große Rolle mehr (Masche 2003), sodass die Hierarchie zwischen den Geschwistern immer weiter abnimmt (Cicirelli 1995; von Salisch 1993).

Neben der Identitätsentwicklung hat nicht zuletzt die Sexualentwicklung im Jugendalter einen zentralen Stellenwert. Hier erweisen sich ältere Geschwister durchaus als Schrittmacher. Eine Studie mit repräsentativer Stichprobe, die das Ausmaß der sexuellen Aktivität untersuchte, zeigt, dass jüngere Geschwister hinsichtlich der Entwicklung ihres Sexualverhaltens weiter sind, als es ihre älteren Geschwister im gleichen Alter waren (Rodgers und Rowe 1988). Hierbei haben ältere Geschwister sowohl einen direkten als auch einen indirekten Einfluss. Sie geben vor allem bei kleinem Altersabstand Empfehlungen und Ratschläge und fungieren indirekt als Modell. Vor allem bei großem Altersabstand dienen die älteren den jüngeren Geschwistern als Vorbild im Bereich des Sexualverhaltens.

Die Ergebnisse einer Studie zum Übergang von der mittleren Kindheit ins Erwachsenenalter (Richmond, Stocker und Rienks 2005) legen nahe, dass die Veränderungen im Geschwisterkontext auch für Veränderungen in der psychischen Anpassung und im Wohlbefinden bedeutsam sind. Demnach erleichtert eine unterstützende Haltung der Geschwister zueinander den Übergang in die Adoleszenz. Verschlechterungen in der Qualität der Geschwisterbeziehungen erschweren dagegen die Bewältigung dieser anforderungsreichen Phase. Insgesamt lassen diese Ergebnisse darauf schließen, dass die Beziehungserfahrungen und der Rückhalt im Geschwisterkontext einen signifikanten Prädiktor für den Entwicklungsverlauf und das Wohlbefinden im Jugendalter darstellen.

#### 2.5.5 Junges und mittleres Erwachsenenalter

Auch dieser Altersabschnitt ist in der Forschung bis jetzt weitgehend vernachlässigt worden. Nach Befunden von Helgola Ross und Joel Milgram (1982) nimmt die subjektive Nähe der Geschwister zueinander in dieser Phase ab und erreicht im Vergleich zu vorangegangenen wie auch nachfolgenden Entwicklungsabschnitten ein niedriges Niveau. Im Gegenzug erfolgt eine stärkere Zuwendung zum (Ehe-)Partner. Auch Viktor Cicirelli (1995) belegte eine Phase der Abgrenzung zwischen Geschwistern im jungen Erwachsenenalter. Die Heirat eines Geschwisters erweist sich hierbei als bedeutsames Lebensereignis, das auch die Beziehung unter Geschwistern tangiert. Brüder scheinen stärker als Schwestern unter der daraus resultierenden Veränderung der Beziehung zu leiden, fühlen sich öfter zurückgesetzt und reagieren entsprechend eher mit Belastungen ihrer Befindlichkeit (Ross und Milgram 1982). Schwestern scheint es eher zu gelingen, von der Eheschließung eines Geschwisters zu profitieren, zumindest wenn die Geschwisterbeziehung vor der Heirat positiv war. Für diesen Fall konnte belegt werden, dass sich die Heirat bei Schwestern positiv auf deren Befindlichkeit auswirkt. Generell ist eine Heirat für die Geschwisterbeziehung natürlich eher negativ, wenn der Partner den Geschwistern nicht sympathisch ist. Mitunter kann eine Heirat dann zu einer dauerhaften Verschlechterung der Beziehung führen.

Vielfach erfolgt im mittleren Erwachsenenalter, zum Beispiel aufgrund beruflicher Erfordernisse oder wegen Familiengründung, ein Wohnortwechsel eines der Geschwister. Dies kann zu mehr Verbundenheit oder zu Entfremdung führen – je nach räumlicher Entfernung zwischen den Geschwistern. In den meisten Fällen besteht zwar eine räumliche Distanz, der Kontakt wird jedoch selten völlig eingestellt. Regelmäßige Familientreffen wirken als Verstärker der Nähe.

Im mittleren Erwachsenenalter liegt der individuelle Fokus typischerweise auf Entwicklungsthemen wie Beruf, Karriere, Partnerbeziehung und Kindererziehung, sodass Geschwister und meist auch die Eltern der Herkunftsfamilie in den Hintergrund rücken. Ist jedoch (noch) keine eigene Familiengründung erfolgt, so bleiben Geschwister bedeutsamer. Alleinstehende und kinderlose Geschwister leben häufig räumlich enger beieinander und haben engeren Kontakt. Das bringt gegebenenfalls auch eine freundschaftlichere Beziehung mit sich, als sie unter verheirateten Geschwistern zu verzeichnen ist. Schwierig kann es bei einer Scheidung der Eltern werden, wenn für unterschiedliche Elternteile Partei ergriffen wird (Ross und Milgram 1982).

### 2.5.6 Spätes und hohes Erwachsenenalter

Im späteren Erwachsenenalter und im höheren Alter rücken Geschwister wieder zusammen (Cicirelli 1995). In dieser Lebensphase „Alter“ wächst die Bedeutung der Geschwisterbindung stark an (Doherty und Feeney 2004; Tancredy und Fraley 2006), wobei im Alter angesichts von familialen Verlustenerfahrungen die Bindung an Personen der Herkunftsfamilie naheliegenderweise wieder an Bedeutung gewinnt (Cicirelli 1989). Ein Verlust des Ehepartners durch Scheidung oder Tod sowie der Auszug der eigenen Kinder unterstützen diesen Prozess. Nach Elaine Brody und Mitautoren (1989) gewinnt die Beziehung zwischen älter werdenden Geschwistern vor allem dann wieder an Nähe, wenn Fragen der Versorgung und Betreuung der pflegebedürftigen Eltern gemeinsam und zufriedenstellend bewältigt werden müssen. Oftmals intensiviert sich die Geschwisterbeziehung bei einer Erkrankung oder Pflegebedürftigkeit der Eltern durch die Zusammenarbeit in der Fürsorge für die Eltern. Allerdings kann dies die Geschwisterbeziehung auch schädigen, wenn man sich nicht einig wird (Ross und Milgram 1982). Konflikte entstehen oftmals dann, wenn sich männliche Geschwister emotional und physisch aus der Verantwortung ziehen (Brody, Hoffman, Kleban und Schoonover 1989).

Weiteres Konfliktpotenzial ergibt sich durch die Auflösung der elterlichen Haushalte und durch testamentarische Verfügungen nach deren Tod, was vorübergehende oder aber auch dauerhafte Distanzierung zur Folge haben kann. Der Tod der Eltern als kritisches Lebensereignis hat teilweise positive, teilweise negative Auswirkungen auf die Geschwisterbeziehung (Ross und Milgram 1982). Das gemeinsame Trauern verbindet die Geschwister, während es negative Auswirkungen haben kann, wenn sich ein Geschwister in den Vordergrund drängt und versucht, den verstorbenen Elternteil zu ersetzen.

Die Qualität der Geschwisterbeziehung im höheren Lebensalter hat durchaus Einfluss auf das subjektive Wohlbefinden. Eine positive Beziehung zu einem weiblichen Geschwister, insbesondere einer älteren Schwester, scheint sich dabei sowohl für Männer wie auch für Frauen günstig auszuwirken: Cicirelli fand heraus, dass Menschen mit guter Verbindung zu einer älteren Schwester im Alter weniger depressive Symptome aufweisen (Cicirelli 1989). Im Rahmen der Bindungstheorie lässt sich dies damit erklären, dass ältere Schwestern auch im Alter häufig als Mutterersatz fungieren. Nichtsdestoweniger sind gleichberechtigtes Handeln und wechselseitige Unterstützung auch im höheren Alter Voraussetzung für den Aufbau und die Aufrechterhaltung von Nähe zwischen Geschwistern.

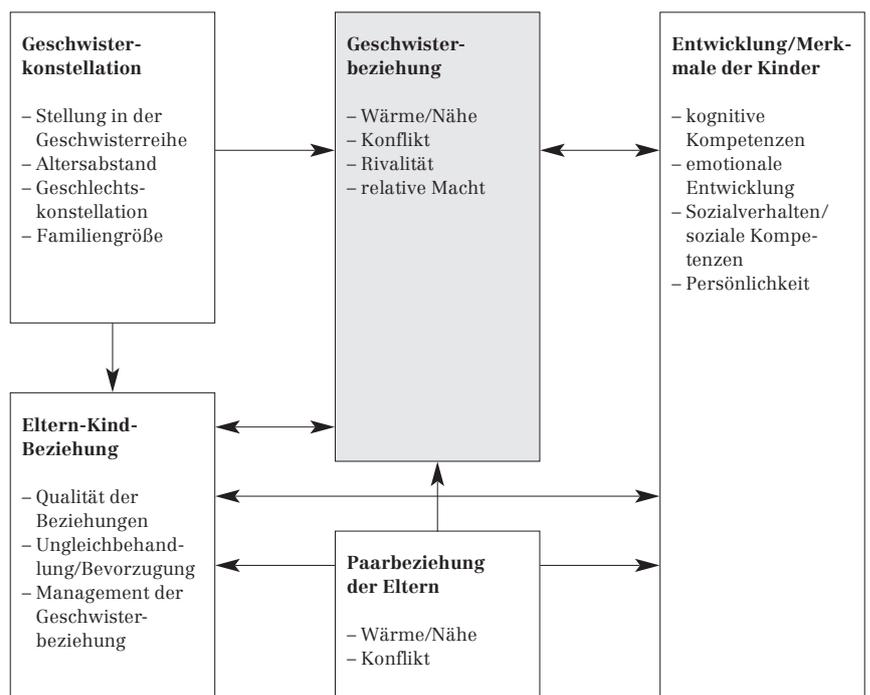
Jacqueline Martin und Hildy Ross (2005) betonen in ihrer Studie zum Einfluss verbaler Aggressionen auf die Geschwisterbeziehung, dass mit zunehmendem Alter der Geschwister die Beziehung immer weniger verpflichtend wird und eher auf freiwilliger Basis beruht, wobei die geteilten früheren Erfahrungen eine wesentliche Grundlage darstellen. Dabei scheinen mögliche Probleme und Belastungen weitgehend in den Hintergrund zu rücken. In einer Studie von Deborah Gold (1989) gaben über 90% der Befragten an, dass Rivalität und negative Inhalte kaum mehr eine Rolle spielen. Allerdings nahm auch die wechselseitige Unterstützung ab, was möglicherweise auf die zunehmende körperliche Gebrechlichkeit zurückzuführen ist.

Wie schon die vorangegangenen Ausführungen gezeigt haben, wird die Gestaltung der Geschwisterbeziehungen von zahlreichen Faktoren beeinflusst (Sohni 2004).

Zum einen sind strukturelle Merkmale der Geschwisterkonstellation von Einfluss, da sie bestimmte Formen der Rollenverteilung und damit auch charakteristische Interaktionen und Beziehungen nahelegen (siehe Kapitel 2.2 und 2.3). Maßgeblich sind in dieser Hinsicht vor allem das Alter (auch relativ zum anderen Geschwisteranteil) und das Geschlecht der Geschwister, aber auch die Anzahl der Kinder. Zudem werden Geschwisterbeziehungen durch Merkmale der familiären Beziehungsdynamik in anderen familialen Subsystemen beeinflusst. Dies betrifft insbesondere die Beziehung zwischen den Eltern und zwischen Eltern und Kindern (siehe auch Kapitel 2.1 und 4.2). Und schließlich hängt die Ausgestaltung geschwisterlicher Interaktionen auch von Verhaltenstendenzen und Eigenschaften der einzelnen Geschwisterkinder ab. Die folgende Abbildung skizziert diese Zusammenhänge der verschiedenen Einflussgrößen.

#### Abbildung

Einflüsse auf die Geschwisterbeziehung



Im Folgenden werden zunächst strukturelle Merkmale des Geschwistersystems (Geburtsrangplatz, Altersabstand, Geschlechterkonstellation) hinsichtlich ihrer Bedeutsamkeit für die Qualität der Geschwisterbeziehung beleuchtet. Insbesondere in den Anfängen der Geschwisterforschung wurde der Geschwisterkonstellation wesentliche Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung der einzelnen Kinder, aber auch für deren Beziehung untereinander beigemessen (siehe Kapitel 1). Entsprechende Konzeptionen wie die von Alfred Adler gehen davon aus, dass mit einer bestimmten Position in der Geschwisterreihe typische Erziehungs- und Sozialisationseinflüsse verbunden sind, die die Persönlichkeit des Kindes maßgeblich beeinflussen (Adler 1973; Sulloway 1997). Die traditionelle Geschwisterkonstellationsforschung berücksichtigt dabei neben dem Rangplatz in der Geschwisterreihe auch den Altersabstand und die Geschlechterkombinationen der Geschwister (Toman 1987; Kasten 2003). Obwohl diese Faktoren durch zahlreiche Untersuchungen intensiv beforscht wurden, sind die gewonnenen Erkenntnisse nur begrenzt, da die vermittelnden Sozialisationserfahrungen lange Zeit nur retrospektiv und kaum theoriegeleitet untersucht wurden. Diese Erfahrungen im Kontext der Familiendynamik werden im letzten Abschnitt dieses Überblickskapitels zu Einflüssen der Familienbeziehungen angesprochen. Er leitet über zu Kapitel 4, in dem auf familiäre Risikofaktoren für belastende Geschwisterbeziehungen eingegangen wird.

### **3.1 Strukturelle Merkmale der Geschwisterkonstellation**

Erste Reflexionen zum Einfluss von Geschwisterbeziehungen wurden zunächst vor allem anhand der Komponenten Geburtsrangplatz, Altersabstand und Geschlechterkonstellation vorgenommen.

#### **3.1.1 Die Stellung in der Geschwisterreihe**

Vor allem angeregt durch Adlers Annahme des Entthronungstraumas (Adler 1928), befasste sich die Forschung intensiv mit vermeintlich typischen Merkmalen von Erstgeborenen, denen Eifersucht, Neid, Ablehnung und Aggression zugeschrieben wurden, aber auch eine stärkere Abhängigkeit von den Eltern, Unselbstständigkeit, starke Ängstlichkeit, gesteigertes Anlehnungsbedürfnis und geringe Geselligkeit. Maßgeblich sei hierbei, dass nicht nur die Beziehung zum jüngeren Geschwister, sondern auch das Eltern-Kind-Verhältnis mit einem inneren Zwiespalt zwischen Zuneigung und Misstrauen überschattet sei. Allerdings konnte die These des Entthronungstraumas von Yvonne Schütze (1986) sowie Kurt Kreppner, Sybille Paulsen und Yvonne Schütze (1981) nicht bestätigt werden: Ihren Ergebnissen zufolge spielt das Verhalten der Eltern eine entscheidende Rolle. Sie fanden heraus, dass eine protektive Haltung der Eltern eine entwicklungsförderliche Begegnung des älteren mit dem jüngeren Geschwister begünstigt.

Obwohl damit die These von zwangsläufigen Belastungen des Erstgeborenen deutlich relativiert wurde, scheint die erste Position in der Geschwisterreihe doch durchaus zu einer typischen Rollengestaltung einzuladen, die in der Geschwisterbeziehung ihren Niederschlag findet. Wie schon in Kapitel 2.4.4 beschrieben, hat die Geschwisterposition Einfluss auf Status- und Machtunterschiede in der Geschwisterbeziehung (Schmid 1997). Dass ältere Geschwister häufiger betreuendes und dominierendes Verhalten den jüngeren gegenüber zeigen, was Letztere nach eigenen Aussagen auch so empfinden (Furman und Buhrmester 1985), scheint kein überraschender Befund. Aber auch die Rivalität ist bei älteren Geschwistern gegenüber den jüngeren ausgeprägter als umgekehrt (ebd.). Die Stellung innerhalb der

Geschwisterreihe hat aber keinen Einfluss auf Nähe und Wärme oder auf die Konflikthaftigkeit der Beziehung.

Auch den Letztgeborenen wurden typische Persönlichkeitseigenschaften zugeschrieben. Demnach sind Letztgeborene eher verwöhnt, haben ein ausgeprägtes Anspruchsdenken und zeigen ein hohes Maß an Unreife (Klagsbrun 1997). Nach Jeannie Kidwell (1982) sind mittlere Kinder in der „Sandwich-Position“ prädisponiert für problematische Entwicklungen, denn ihnen fehle ein spezieller Status, der sie als einzigartiges Mitglied in der Familie auszeichnet. Dieses „lack of uniqueness“-Phänomen entsteht aus der Zwischenstellung der Geschwister und trägt dazu bei, dass diese Kinder weniger Beachtung und Zuwendung der Eltern als ihre Geschwister erhalten und sich häufiger älteren wie auch jüngeren Geschwistern gegenüber benachteiligt fühlen (siehe zum Beispiel Klagsbrun 1997; Kasten 2003). Sie reagieren besonders empfindlich auf Ungerechtigkeiten seitens der Eltern und erfahren wie auch das Erstgeborene einen Einbruch, wenn ein drittes Kind zur Welt kommt (Levy 1937).

Zahlreiche Untersuchungen befassen sich mit dem Zusammenhang zwischen Geburtsrangplatz und außerfamilialem Sozialverhalten, zeichnen allerdings kein völlig konsistentes Bild. So fanden etwa Norman Miller und Geoffrey Maruyama (1976) heraus, dass Erstgeborene seltener als Spielkamerad und Banknachbar ausgewählt werden als Zweitgeborene, was auf deren unterschiedliche kommunikative Verhaltensstile zurückgeführt wird, die aus den größeren Erfahrungen der Zweitgeborenen im Umgang mit älteren Kindern resultieren, aber auch aus dem unterschiedlichen Verhalten der Eltern gegenüber Erst- und Spätergeborenen (Hofer, Wild und Noack 2002). Erstgeborene werden tendenziell eher als konservativer, machtorientierter und verantwortungsbewusster eingeschätzt, während Spätergeborene durchsetzungsfähiger, kooperativer, beliebter und stärker außerfamilial orientiert erscheinen (Sulloway 1997). Familiendynamisch lässt sich das so begründen, dass Erstgeborene zunächst viel Zeit mit den Eltern verbringen und ihnen aufgrund ihres Entwicklungsvorsprungs öfter Verantwortung übertragen wird, wohingegen sich jüngere Geschwister von klein auf gegen das Ältere durchsetzen müssen und entsprechende Strategien der Selbstbehauptung ausbilden.

Allerdings zeigen sich solche Unterschiede im Sozialverhalten von Erst- und Zweitgeborenen keineswegs durchgängig (Ernst und Angst 1983; Teubner 2005). Unterschiede treten am deutlichsten zutage in Beschreibungen der Eltern, wonach Erstgeborene empfindsamer seien, introvertierter, ernsthafter, verantwortungsbewusster, unzufriedener, weniger impulsiv, sozial weniger aktiv und „erwachsener“. Fraglich ist jedoch, ob diese Beschreibungen tatsächlich die Kinder objektiv charakterisieren oder ob sie eher die damalige Unsicherheit der Eltern widerspiegeln. Forschungsmethodisch wären Längsschnittstudien grundsätzlich weitaus aussagekräftiger als die zumeist verfügbaren Querschnittstudien, bei denen das Alter der Kinder und die Stellung in der Geschwisterreihe immer vermischt sind, die erstgeborenen und die später geborenen Kinder einer Familie also nicht in vergleichbaren Altersphasen untersucht werden. Angesichts der vielfachen methodischen Beschränkungen verfügbarer Daten wären vorsichtige Interpretationen angezeigt (Kasten 2003).

Insgesamt kann festgehalten werden, dass Zusammenhänge zwischen Geschwisterposition beziehungsweise Geburtsrangplatz und Persönlichkeitsmerkmalen nur vage nachzuweisen sind. Im Einzelfall sind durchaus Effekte erkennbar, aber eine angemessene Bewertung solcher Befunde setzt

voraus, dass auch weitere Kontextfaktoren berücksichtigt werden (Ernst und Angst 1983). Dies betrifft nicht nur die (statistische) Kontrolle von konfundierten, also vermischten „Drittvariablen“, sondern auch die Frage, inwieweit die Geschwisterposition per se oder vornehmlich in Interaktion mit anderen Variablen auf die Persönlichkeitsentwicklung Einfluss nimmt. Vieles spricht dafür, dass auch andere Faktoren, wie Altersabstand und Geschlechtskonstellation, insbesondere aber auch das Elternverhalten in der Gestaltung der Geschwisterbeziehung, die Bedeutsamkeit der Geschwisterposition verstärken oder abschwächen können.

### 3.1.2 Der Altersabstand der Geschwister

Zeitlich eng nachfolgende Geschwister, deren Altersabstand weniger als zwei Jahre beträgt, entwickeln vielfach eine besonders intensive Beziehung, die sich durch widersprüchliche Tendenzen auszeichnet. Einerseits ähneln sich entwicklungsbedingt ihre Interessen und Kompetenzen, sodass sie sich viel miteinander beschäftigen und im Spiel kooperieren können (Kasten 2003; Koch 1960), andererseits streiten sie aber auch viel mehr miteinander und zeigen mehr Aggressivität, Eifersucht und Neid als Geschwister mit größerem Altersabstand (Kasten 2003). Die Beziehung zwischen Geschwistern mit einem geringen Altersabstand ist entsprechend durch hohe emotionale Intensität (Bank und Kahn 1997) und durch eine nicht unbedingt konflikt- und widerspruchsfreie Bindung gekennzeichnet. Die Älteren in diesen Geschwisterpaaren mit geringem Altersabstand sind eher in ihrer Autonomie- und Individuationsentwicklung beeinträchtigt, die im Alter von zwei bis drei Jahren stattfindet. In eben diesem Zeitraum wird das jüngere Geschwister geboren, das in hohem Maße die elterliche Aufmerksamkeit bindet (Kasten 2003).

Ein mittlerer Altersabstand entspricht einer Zeitspanne von etwa drei bis sechs Jahren. Mit diesem Altersabstand übernehmen ältere Geschwister schon häufig Betreuungsaufgaben und können Vorbilder werden. Die Geschwister nehmen jedoch auch gegenseitig aufeinander Einfluss. Sie erteilen sich Ratschläge, Empfehlungen, informieren und instruieren sich oder laden sich gegenseitig in die Freundschaftsclique ein. Je größer jedoch der Altersabstand ist, desto weniger haben die Geschwister gemeinsame Interessen und desto größer sind die Unterschiede in ihrer Selbstständigkeit (Frick 2004).

Haben die Geschwister einen großen Altersabstand von mehr als sechs Jahren, so ist die Beziehung in der Regel weniger konflikthaft, aber auch emotional weniger intensiv und eher distanziert (Schmidt-Denter und Spangler 2005). Bei einem großen Altersabstand gibt es kaum Konkurrenz zwischen den Geschwistern, aber auch kaum gemeinsame Interessen (Bank und Kahn 1997; Frick 2004). Soweit das ältere Geschwister in die Betreuung des jüngeren Geschwisters einbezogen ist, kann dies die Entwicklung sozialer Kompetenzen befördern und gleichzeitig die Eltern entlasten.

### 3.1.3 Die Bedeutung der Geschlechterkonstellation

Die Geschlechterkonstellation der Geschwister kann auf unterschiedliche Weise für die Beziehungsgestaltung zwischen den Geschwistern relevant werden: Zum einen neigen Eltern auch heute noch dazu, ihre Töchter anders zu behandeln als ihre Söhne und sie entsprechend in andere Rollen und Aktivitäten einzubinden (Kaiser 2005; Maccoby 1998). Auch Gleichaltrige und Medien vermitteln geschlechtstypische Verhaltensnormen, die sich in der Ausgestaltung von Geschwisterbeziehungen niederschlagen

können. Zum anderen bringen Jungen und Mädchen selbst auch unterschiedliche Verhaltensdispositionen in die Interaktion ein und bestimmen dadurch deren Gangart mit.

Einige Befunde sprechen dafür, dass Mütter mit ihren Töchtern, besonders mit der ältesten Tochter, mehr kommunizieren als mit ihren Söhnen (Kasten 2003). Wenn die Mütter sich mit ihren Söhnen beschäftigen, so geschieht dies mit mehr lenkend-kontrollierendem Interaktionsverhalten als bei Töchtern: Sie lenken bewusst deren Aufmerksamkeit auf bestimmte Gegenstände oder Dinge und hindern sie an unerwünschten Aktivitäten (ebd.). Besonders bei gleichgeschlechtlichen Geschwisterpaaren scheint dieser Unterschied sehr deutlich: Es gibt Befunde, die besagen, dass Mütter und Väter zwei Brüder strenger als zwei Schwestern erziehen. Insgesamt scheint der Erziehungsstil der Eltern bei einem gleichgeschlechtlichen Paar konsistenter und konsequenter zu sein (ebd.). Gleichgeschlechtliche Geschwisterpaare werden offenbar auch eher sich selbst überlassen: Mit ihnen verbringen die Eltern im Durchschnitt weniger Zeit als mit gemischtgeschlechtlichen Geschwisterpaaren, vermutlich nicht zuletzt deswegen, weil die größere Ähnlichkeit der Spielvorlieben gleichgeschlechtlicher Geschwister auch weniger Anleitung und Aufsicht der Eltern erforderlich macht.

Die Rollengestaltung der Geschwister wird nicht selten durch die Eltern direkt beeinflusst: Ist das älteste Kind ein Mädchen, so fordern die Eltern häufiger Mithilfe bei Betreuungsaufgaben der jüngeren Geschwister. Aber auch die Geschwister selbst agieren im Sinne traditioneller Geschlechterrollenstereotypen: Jüngere Geschwister wenden sich besonders dann mit Wünschen nach Zuwendung, Trost oder Hilfe an ein älteres Geschwister, wenn es sich hierbei um ein Mädchen handelt (Whiting, Whiting and Longabaugh 1975). Besonders stark findet man dies bei gleichgeschlechtlichen weiblichen Geschwisterpaaren (Schmid 1997). Auch in der Entwicklung verbaler und soziomoralischer Fähigkeiten profitieren Kinder mehr von einer deutlich älteren Schwester und den durch sie vermittelten Anregungen als von einem Bruder (Schmid 1997; Schmid und Keller 1998). Demgegenüber scheinen ältere Brüder ihre nachfolgenden Geschwister eher im Hinblick auf mathematisch-technisches Verständnis und sportlich-kreative Fähigkeiten anzuregen sowie deren beruflichen Erfolg zu fördern (Kasten 2003).

Geschlechterrollentypische Unterschiede im Verhalten der Geschwister wie auch im Erziehungsverhalten der Eltern lassen sich ebenfalls hinsichtlich geschwisterlicher Aggressionen ausmachen (Martin und Ross 2005). Demnach agieren Jungen körperlich aggressiver, wohingegen sich Mädchen mit zunehmendem Alter eher verbal aggressiv verhalten. Derartige Geschlechterunterschiede sind vor allem im Kindergartenalter deutlich ausgeprägt. Vermutlich kommt hierbei zum Tragen, dass die geschlechtertypische Sozialisation der Ärgerregulation durch die Eltern erst ab einem Alter von zwei Jahren einzusetzen scheint. Ab diesem Alter rechnen die Eltern ihren Kindern Verantwortung für ihr Verhalten zu und nehmen vermehrt Einfluss auf den Ausdruck von Wut und Aggression. Hierbei akzeptieren Eltern nach eigener Auskunft physische Aggression bei Jungen eher als bei Mädchen, denen entsprechende Verhaltensweisen häufiger untersagt werden (Lytton und Romney 1991). Zumindest in der Vergangenheit haben Eltern ihre Söhne auch häufiger körperlich bestraft als ihre Töchter. Umgekehrt wird prosoziales Verhalten stärker bei Mädchen gefördert als bei Jungen, und Mädchen fühlen sich auch unwohler in aggressiven Kontexten als Jungen. Insgesamt lässt sich allerdings im Entwicklungsverlauf feststellen, dass mit zunehmendem Alter sich die Aggressivität hinsichtlich Grad und Aus-

drucksform bei Mädchen und Jungen angleichen. In einer Geschwisterbeziehung nimmt die Aggression ab, sofern die dyadische Hierarchie nicht durch einen Neuzugang – die Geburt eines jüngeren Geschwisters – ins Wanken gerät und, insbesondere zwischen Brüdern, erneut ausgefochten werden muss.

Auch die Geschlechterzusammensetzung in der Geschwisterreihe hat Einfluss auf die Rollenorientierung der Kinder. So stammen feminine Mädchen, die dem weiblichen Rollenklischee entsprechen, häufig aus einer rein weiblichen Geschwisterreihe oder sind Einzelkinder. Ebenso ist ein ausgeprägt maskuliner Junge häufiger ein Einzelkind oder hat nur Brüder. Diese Rollenstereotypen verstärken sich noch, wenn der Altersabstand zwischen den gleichgeschlechtlichen Geschwistern sehr gering ist (Kasten 2003). Als einziges andersgeschlechtliches Kind in einer Reihe von älteren Geschwistern sind zwei Entwicklungen – je nach Identifikation beziehungsweise De-Identifikation mit den Geschwistern – vorstellbar. Entweder orientiert sich das Kind an seinen Geschwistern, übernimmt also Interessen des anderen Geschlechts und erscheint beinahe androgyn, oder aber es grenzt sich von den Geschwistern ab, verstärkt dabei sein geschlechtertypisches Rollenverhalten und wirkt entsprechend ausgesprochen feminin beziehungsweise maskulin (ebd.). Mädchen werden dann als weich, anpassungsfähig, nachgiebig, gefühlsbetont und empfindsam beschrieben, die Jungen als hart, durchsetzungsfähig, dominant, verstandesbetont, technisch und naturwissenschaftlich interessiert.

Für die Qualität der Geschwisterbeziehung spielt die Geschlechterzusammensetzung vor allem hinsichtlich des Aspektes der Wärme und Nähe eine Rolle. Weibliche Geschwisterpaare zeichnen sich durch mehr Intimität und prosoziales Verhalten aus. Allerdings fällt in gleichgeschlechtlichen Geschwisterdyaden auch das Konflikt- und Belastungspotenzial höher aus als in gegengeschlechtlichen. Vergleichbar den Effekten des Altersabstandes scheint auch hinsichtlich der Geschlechterkonstellation eine geringere Ähnlichkeit eine größere Distanz in der Beziehung zur Folge zu haben. Wiederum gilt, dass andere Faktoren mitzuberücksichtigen sind.

### **3.2 Zusammenhänge im familialen Netzwerk – Kongruenz, Kompensation und Bevorzugung**

Geschwisterbeziehungen sind geprägt durch eine Vielzahl intensiver Beziehungserfahrungen, die Geschwister im sich wandelnden Familiensystem machen. Zur Frage, wie die Erfahrungen in der Familie das Geschwistersystem beeinflussen, existieren mehrere Hypothesen: die Kongruenz-, Kompensations-, Puffer- und Bevorzugungshypothese (Boer, Goedhart und Treffers 1992; Geser 2001; Noller 2005; Schmidt-Denter und Spangler 2005). Von der Kongruenz- und Kompensationshypothese war bereits in den Kapiteln 2.1 und 2.3.2 die Rede. Sie und die anderen Hypothesen sollen im Folgenden genauer vorgestellt werden, sind sie doch wichtige Bezugspunkte für das Verständnis von Geschwisterbeziehungen. Auch an späteren Stellen in dieser Expertise werden diese Thesen wieder aufgegriffen.

Zentrale Annahme der sogenannten *Kongruenzhypothese* („parent sibling continuity approach“) (Noller 2005; Schmidt-Denter und Spangler 2005) ist, dass sich die Qualität der Beziehungen in verschiedenen Familiensystemen aufgrund von Lern- und Bindungserfahrungen in der Familie ähnelt (Brody, Stoneman und McCoy 1994 a). Dieser These nach sollen positive Beziehungserfahrungen mit den Eltern verbunden sein mit engeren und positiveren Geschwisterbeziehungen, während negative Beziehungserfah-

rungen mit den Eltern auch mit negativeren und aggressiveren Geschwisterbeziehungen einhergehen.

Mit der sogenannten *Kompensationshypothese* („compensating siblings hypothesis“) (Bank und Kahn 1997; Boer, Goedhart und Treffers 1992) wird angenommen, dass Geschwister angesichts familiärer Belastungen eine engere Beziehung zueinander entwickeln, wodurch die problematischen Erfahrungen, die sie in anderen Bereichen der Familie machen – zum Beispiel Mangel an Zuwendung und Unterstützung seitens der Eltern –, kompensiert werden. Familiäre Belastungen können unterschiedliche Phänomene umfassen, wie beispielsweise familiäre Instabilität, vor allem durch Trennung oder Scheidung der Eltern, mangelnde emotionale oder physische Verfügbarkeit der Eltern, emotionaler oder physischer Missbrauch durch die Eltern. Die Kompensationshypothese steht insofern im Widerspruch zur Kongruenzhypothese, als Letztere eine ausgeprägte Ähnlichkeit der Beziehungsqualitäten in den einzelnen Subsystemen der Familie annimmt, während die Kompensationshypothese von gegensätzlichen Entwicklungen der Beziehungsqualität in den einzelnen Subsystemen ausgeht. In einer weiteren Auslegung werden im Rahmen der Kompensationshypothese auch Wirkungen der Geschwisterbeziehung auf die Befindlichkeit und auf die Verhaltensentwicklung der einzelnen Kinder angenommen (Ausgleichsfunktion). Diese werden nachfolgend als „Pufferhypothese“ separat betrachtet.

Wie angedeutet, ist mit der Kompensationshypothese oftmals die Annahme verbunden, dass eine gute Qualität der Geschwisterbeziehung Belastungen wettmachen kann, die die Kinder in anderen Bereichen erfahren. In der Stressforschung werden entsprechende Überlegungen als *Pufferhypothese* spezifiziert. Die Pufferhypothese geht also davon aus, dass Geschwisterbeziehungen angesichts familiärer Belastungen als Ressource fungieren und negative Effekte ungünstiger familiärer Beziehungserfahrungen zwischen oder mit den Eltern abpuffern, also abschwächen beziehungsweise vermeiden können. Annahmen darüber, wie die Qualität der Geschwisterbeziehungen von der Beziehungsqualität in anderen familialen Subsystemen beeinflusst wird, werden im Rahmen der Pufferhypothese nicht notwendigerweise formuliert.

Während die vorgenannten Hypothesen die Qualität der individuellen Beziehungserfahrungen der Geschwister in den Blick nehmen, berücksichtigt die Bevorzugungshypothese in einem stärker systemischen Sinne auch den Vergleich der Geschwister und hierbei insbesondere die Gerechtigkeitsnorm in sozialen Beziehungen. Die *Bevorzugungshypothese* („favoritism breeds hostility hypothesis“) (Boer, Goedhart und Treffers 1992) beinhaltet die Annahme, dass die ungleiche Behandlung beziehungsweise Bevorzugung von Geschwistern durch ihre Eltern zu Feindseligkeit und Negativität in der Geschwisterbeziehung führt und damit negative Auswirkungen auf die Entwicklung der Geschwisterbindung besitzt.

Obwohl die Kompensations- und Kongruenzhypothese auf den ersten Blick widersprechende Aussagen machen, müssen sie sich nicht zwangsläufig ausschließen (Geser 2001; Schmidt-Denter und Spangler 2005). So wird einerseits davon ausgegangen, dass sich angesichts negativer Erfahrungen mit den Eltern Geschwisterbeziehungen intensivieren (Kompensation), aber dass diese im Extremfall missbräuchliche Züge annehmen können (Kongruenz): „In diesem Vakuum elterlicher Lenkung und gestörter Fürsorge brauchen die Kinder einander schließlich um des Kontaktes willen. Dieser Kontakt kann sich sexuell färben, körperlich missbrauchend, verbal oder emotional erniedrigend werden. Er kann auch auf primitive Weise beru-

higen, indem er sowohl Trost spendet wie auch in Abhängigkeit verstrickt“ (Bank und Kahn 1982, S. 141). (5) Vor allem klinische Studien legen nahe, dass sich – trotz einer teilweisen kompensatorischen Funktion der Geschwisterbeziehungen in einzelnen Aspekten der Rollengestaltung – negative Beziehungsdynamiken häufig fortsetzen (Bank und Kahn 1997). Darüber hinaus ist die zeitliche Veränderbarkeit von Geschwisterbeziehungen zu beachten: Sie können sich angesichts akuter Belastungen, wie beispielsweise der elterlichen Scheidung, zunächst intensivieren, im Laufe der Zeit jedoch negative Züge annehmen. So zeigt sich in einer Untersuchung von sechs- bis elfjährigen Scheidungskindern, dass in der ersten Zeit nach der Trennung zunächst positive Bindungen und unterstützende Funktionen unter den Geschwistern verstärkt wurden, dass aber nach etwa drei Jahren auch eine deutliche Intensivierung aversiver Auseinandersetzungen nachweisbar war (Geser 2001; Schmidt-Denter und Beelmann 1995).

Die empirische Befundlage zeigt bereits ab dem Kindesalter, besonders aber im Jugend- und Erwachsenenalter, Puffereffekte einer positiven, von Zuneigung und Wärme geprägten Geschwisterbeziehung: So können positive Geschwisterbeziehungen die negativen Auswirkungen kritischer Lebensereignisse und negativer familiärer Erfahrungen auffangen und zu einer günstigeren Entwicklung der Geschwister beitragen (Branje, van Lieshout, van Aken und Haselager 2004; Gass, Jenkins und Dunn 2007; Gee, Nicholson, Osborne und Rhodes 2003; Milevsky 2005; Milevsky und Levitt 2005) (siehe auch Kapitel 2.3.1). Da die kompensatorische beziehungsweise puffernde Funktion von Geschwisterbeziehungen sehr häufig in Familien mit starker Belastung und Negativität zu finden sind, wird diskutiert, ob es sich dabei auch um ein Phänomen handeln könnte, das mehr für Menschen mit sozialer Benachteiligung als für die „Normalfamilie“ zutreffend ist. So bemerken Frits Boer und Mitautoren (1992), dass in jedem Fall die zugrunde liegenden Prozesse in den betreffenden Gruppen identifiziert werden müssen, ehe solche Befunde auf die Gesamtpopulation übertragen werden (Hinde und Stevenson-Hinde 1988).

Die Bevorzugungshypothese weist eine stärkere Verbindung zur Kongruenzhypothese auf, geht sie doch davon aus, dass die Benachteiligung eines Geschwisters gegenüber anderen Geschwistern mit einer belasteten Geschwisterbeziehung einhergeht (Boer, Goedhart und Treffers 1992). Damit ist offenbar – im Sinne der Kongruenzhypothese – eine belastete Eltern-Kind-Beziehung für das benachteiligte Kind mit einer ebenfalls belasteten Geschwisterbeziehung verbunden, was sich empirisch bis ins Erwachsenenalter hinein nachweisen lässt (Ferring, Boll und Filipp 2003) (siehe auch Kapitel 4.2.3).

Da sich für jede der Hypothesen eine ganze Reihe von empirischen Belegen finden lässt (Boer, Goedhart und Treffers 1992; Brody, Stoneman und McCoy 1994 b; Geser 2001; Noller 2005; Schmidt-Denter und Spangler 2005), müssen zur Beurteilung des Einzelfalles die individuellen familiären Erfahrungen und deren Verarbeitung betrachtet werden. Eine weitere Ausführung der Hypothesen mit empirischen Befunden wird in Kapitel 4 vorgenommen, das sich mit den Auswirkungen negativer familiärer Konstellationen und Dynamiken beschäftigt.

Mit dem Fokus spezifischer Einflüsse familialer Risikofaktoren auf Geschwisterbeziehungen werden nachfolgend fragile Familienstrukturen und konflikthafte Familiendynamiken, gemeinsame und getrennte Fremdunterbringung sowie Sorgerechtskontexte in den Blick genommen.

#### 4.1 Riskante Familienstrukturen

Forschungsbefunde weisen Trennungs- und Scheidungsfamilien, Stieffamilien, Pflege- und Adoptivfamilien sowie Geschwistergruppen aus Halb- und Vollwaisen als „besondere“ Familienformen mit erhöhtem Belastungspotenzial aus. Deren Einfluss auf Geschwisterbeziehungen wird in den kommenden Abschnitten diskutiert.

##### 4.1.1 Geschwisterbeziehungen in Trennungs- und Scheidungsfamilien

Wenn Eltern sich trennen, so bringt dies besondere Belastungen und Herausforderungen für alle Familienmitglieder mit sich (Walper 2002; Walper und Krey 2009). Geschwisterbeziehungen können für die betroffenen Kinder eine wichtige Ressource darstellen, sie können ihrerseits aber durch die akuten und langfristigen familiären Belastungen im Zuge der Scheidung auch in Mitleidenschaft gezogen werden.

Entsprechend lassen sich hier wieder die beiden bereits aus Kapitel 3.2 bekannten Hypothesen zu möglichen Auswirkungen einer Trennung der Eltern auf die Geschwisterbeziehungen anwenden (Geser 2001; Noller 2005):

Die *Kompensationshypothese* geht davon aus, dass es nach einer Scheidung zu einer positiven Intensivierung der Geschwisterbeziehungen kommt, da die Geschwister versuchen, die scheidungsbedingten Verluste sozialer Ressourcen zu kompensieren. Die *Kongruenzhypothese* prognostiziert hingegen auf der Basis bindungs- und lerntheoretischer Annahmen eine Verschlechterung der Geschwisterbeziehungen in Scheidungsfamilien, da insgesamt mehr Beziehungsprobleme bewältigt werden müssen und sich die Schwierigkeiten in den Eltern-Kind-Beziehungen negativ auf die Geschwisterbeziehungen auswirken.

Vergleicht man Geschwister- und Einzelkinder hinsichtlich ihrer Scheidungsbewältigung, festgemacht an ihrer Befindlichkeit und Verhaltensentwicklung, so lassen Befunde der Kölner Längsschnittstudie darauf schließen, dass Geschwisterkinder die Folgen einer Scheidung besser und leichter überwinden als Einzelkinder (Beelmann und Schmidt-Denter 1991). Auch andere Studien verweisen auf positive Effekte von Geschwisterschaft angesichts der belastenden Trennungssituation: So zeigen Geschwisterkinder beispielsweise weniger nach außen gerichtetes Problemverhalten als Einzelkinder (Kempton, Armistead, Wiersen und Forehand 1991). Auch retrospektiv betrachtet scheint für Erwachsene die Beziehung zu ihren Geschwistern nach der Scheidung genauso wenig belastet zu sein wie von Nicht-Scheidungskindern (Hallie 2007). Geschwister stellen dementsprechend – im Sinne der Kompensationshypothese – überwiegend eine Ressource dar, die es Kindern erleichtert, mit Unsicherheiten und Belastungen im Kontext der Familie konstruktiv umzugehen (Schneewind 1999 a).

Hinsichtlich der Qualität der Geschwisterbeziehungen in Kern- und Trennungsfamilien ist die Befundlage allerdings weniger einheitlich. Durch die gemeinsame Bewältigung der belastenden Trennungssituation scheinen die Beziehungen unter den Geschwistern an Nähe und Intensität zu gewinnen, und die gegenseitige Unterstützung nimmt zu, insbesondere bei konflikthaften Elternbeziehungen oder wenn die Eltern emotional wenig verfügbar sind (Abbey und Dallos 2004; Bush und Ehrenberg 2003; Noller 2005; Sheehan, Darlington, Noller und Feeney 2004). Einige Autorinnen und Autoren (Noller 2005; Sheehan, Darlington, Noller und Feeney 2004) verweisen jedoch darauf, dass solche starken Geschwisterbindungen zwar einerseits durch Wärme und Unterstützung, andererseits aber auch durch ein hohes Maß an Feindseligkeit gekennzeichnet sind. Gerade zu Beginn einer Trennung kann es zu mehr Streitereien und belastenden Beziehungen unter den Geschwistern kommen, auch wenn sie sich auf längere Sicht in positiver Weise festigen (Bush und Ehrenberg 2003).

Aber nicht immer nehmen Geschwisterbeziehungen diese positive Wendung: So zeigt eine deutsche Längsschnittstudie, dass bei Geschwisterkindern in der ersten Zeit nach der Trennung zunächst Bindung und Unterstützung zunahm, dass aber nach etwa drei Jahren auch eine deutliche Intensivierung aversiver Auseinandersetzungen nachweisbar war (Geser 2001; Schmidt-Denter und Beelmann 1995). Manche Studien zeigen darüber hinaus auch eindeutig negative Effekte der elterlichen Scheidung auf die Geschwisterbeziehung: So findet etwa Avidan Milevsky (2004), dass sich die Geschwisterbeziehungen von Scheidungskindern im Vergleich zu Nicht-Scheidungskindern durch weniger Nähe und Unterstützung kennzeichnen lassen. Letztendlich erscheint die Entwicklung der Geschwisterbeziehung auch hier wiederum stark von der Eltern-Kind-Beziehung abhängig, die, wenn sie positiv und kooperativ ist, mit positiveren Geschwisterbeziehungen einhergeht (Ahrons 2007).

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass die Kinder gerade im Kontext konflikthafter Auseinandersetzungen zwischen den Eltern auch ungünstigen Vorbildern und vor allem starken emotionalen Belastungen ausgesetzt sind (Davies u. a. 2002). Im Einklang mit der sozialen Lerntheorie scheinen etwa Konfliktlösetaktiken der Eltern untereinander auch von den Geschwistern aufgegriffen zu werden. Das legt nahe, dass die Eltern als Modell für das Konfliktlöseverhalten der Geschwister fungieren (Reese-Weber und Kahn 2005). Ein solcher gleichsinniger Zusammenhang zwischen Charakteristika der Beziehung zwischen den Eltern und Kennzeichen der Geschwisterbeziehung findet sich allerdings – wie schon angedeutet – nicht durchgängig (Noller 2005). Auch hier dürfte es nicht selten gegensätzliche Tendenzen geben: Während sich gerade ältere Geschwister in hoch konflikthaften Familien darum bemühen, ihren jüngeren Geschwistern unterstützend zur Seite zu stehen, werden diese Bemühungen von den jüngeren Geschwistern nicht immer positiv angenommen (ebd.), möglicherweise weil sie auch als Bevormundung und Kontrolle erlebt werden können.

Eindeutiger ist der Zusammenhang zwischen der Eltern-Kind-Beziehung und der Geschwisterbeziehung. Im Sinne der Kongruenzhypothese zeigte sich etwa in der Studie von Willi Geser (2001), dass die Kinder bei einer positiven Beziehung zum hauptbetreuenden Elternteil auch untereinander eher ein gutes Verhältnis haben, während bei Belastungen der Eltern-Kind-Beziehung auch die Geschwisterbeziehungen in Mitleidenschaft gezogen sind. In dieser Studie war der Zusammenhang zwischen der Eltern-Kind-Beziehung und den Geschwisterbeziehungen in Scheidungsfamilien sogar stärker als in Kernfamilien.

Judith Wallerstein und Julia Lewis (2007) zeigen mit ihren Untersuchungen, dass das Erleben der Scheidung unter Geschwisterkindern individuell sehr unterschiedlich sein kann und in starkem Maße auch davon abhängt, ob die Kinder durch die Eltern gleich behandelt werden oder ob ein Kind gegenüber anderen Geschwistern benachteiligt wird (siehe auch Kapitel 4.2.3). Auch wenn andere Befunde darauf hinweisen, dass die elterliche Trennung längsschnittlich für alle Geschwister gleichermaßen mit negativen Effekten, wie geringeren Schulleistungen oder einer höheren Scheidungsrate, einhergeht (Wolfinger, Kowaleski-Jones und Smith 2003), sollte doch die individuelle Dynamik in den verschiedenen Familiensystemen in den Blick genommen werden, die für Geschwister in Abhängigkeit von ihrem Alter und ihrer Rolle in der Familie sehr unterschiedlich aussehen kann. Beispielsweise können Geschwisterkinder in Trennungsfamilien in unterschiedlichem Maße in Loyalitätskonflikte zwischen den Eltern verwickelt werden und damit auch unterschiedlich dem Druck ausgesetzt sein, sich für den einen oder anderen Elternteil entscheiden zu müssen (Buchanan und Waizenhofer 2001; Buchanan, Maccoby und Dornbusch 1991; Maccoby und Mnookin 1992). Durch solche negativen Dynamiken kann die Geschwisterbeziehung in Trennungs- und Scheidungsfamilien zusätzlich belastet werden. Die Geschwister erleben elterliche Konflikte teilweise auch sehr unterschiedlich, wobei diejenigen Kinder, die eine größere Bedrohung durch die elterlichen Konflikte erleben oder die elterlichen Konflikte auf eigenes (Fehl-)Verhalten zurückführen, also mit Schuldgefühlen zu kämpfen haben, mehr internalisierendes, nach innen gerichtetes Problemverhalten entwickeln (Skopp, McDonald, Manke und Jouriles 2005).

Durch die dargestellten Befunde lässt sich weder die Kompensations- noch die Kongruenzhypothese eindeutig be- oder widerlegen. Vielmehr scheinen beide Entwicklungswege in der Trennungssituation vorzukommen: Geschwister können an Bedeutung gewinnen, wenn Eltern psychisch und emotional weniger erreichbar sind, oder aber Rivalen im Kampf um die knapperen Ressourcen werden. Welche dieser Alternativen sich durchsetzt oder auch welches Mischungsverhältnis beider Tendenzen entsteht, scheint unter anderem von der Qualität der Familienbeziehungen abzuhängen, insbesondere den Eltern-Kind-Beziehungen.

#### 4.1.2 Geschwisterbeziehungen in Stieffamilien

Wenn geschiedene oder verwitwete Eltern eine neue Partnerschaft eingehen, bilden sie eine Stieffamilie. Etwa 6 % aller Kinder unter achtzehn Jahren wachsen heute in einer (ehelichen oder nichtehelichen) Stieffamilie auf, wobei der Anteil von Stiefkindern in den neuen Bundesländern mit 10 % nahezu doppelt so hoch ist wie in den alten Bundesländern (Bien, Hartl und Teubner 2002). Bedenkt man, dass die Kinder nach einer Trennung oder Scheidung der Eltern überwiegend bei der Mutter verbleiben, so verwundert es nicht, dass rund 90 % der primären Stieffamilien *Stiefvaterfamilien* sind (ebd.).

Die neu entstehenden Familien weisen eine große Variabilität in Abhängigkeit von ihrer Zusammensetzung auf: Bringt nur ein Partner (leibliche) Kinder in die neue Beziehung? Sind (leibliche) Kinder von beiden Partnern vorhanden? Bekommt das Stiefelternpaar gemeinsame Kinder in ihrer neuen Partnerschaft? Weiterhin kann man zwischen primären Stieffamilien (in der die Kinder mit dem neuen Partner zusammenleben) und sekundären beziehungsweise „Wochenend-Stieffamilien“ (in der der getrennt lebende Elternteil mit einem neuen Partner zusammenlebt) unterscheiden (Walper und Wild 2002). Daten des Mikrozensus 1999 zeigen, dass in den insgesamt

7% (primären) Stieffamilien die Partner in etwa zwei Dritteln der Fälle (wieder) verheiratet waren, während das restliche Drittel in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebte. In den allermeisten Fällen geht der Stieffamiliengründung eine Trennung oder Scheidung voraus, der Tod eines Ehepartners ist eher selten.

Die Bildung einer Stieffamilie stellt eine besondere Herausforderung für eine Lebensgemeinschaft dar. Routinen im Umgang zwischen dem vormalig in aller Regel alleinerziehenden Elternteil und den Kindern verändern sich durch die Aufnahme eines neuen Erwachsenen in den gemeinsamen Haushalt. Erziehungsbefugnisse müssen neu verhandelt werden. Unterschiedlichen theoretischen Perspektiven folgend, ergeben sich divergierende Prognosen hinsichtlich der Entwicklung der Kinder. Aus sozialisationstheoretischer Perspektive ist anzunehmen, dass Kinder aus Stieffamilien von der Anwesenheit eines weiteren Erwachsenen profitieren, da eine Zwei-Eltern-Familie als Sozialisationskontext bessere finanzielle, soziale und emotionale Ressourcen bieten kann. Demgegenüber spricht die stresstheoretische Perspektive eher dafür, dass die neuerlichen Veränderungen im Familienleben, die durch die Integration eines Stiefelternteils notwendig werden, mit zusätzlichen Belastungen für die Kinder verbunden sind (Walper 2002).

In der entwicklungsbezogen-systemischen Perspektive – einer Synthese von Familienentwicklungstheorie und Familiensystemtheorie – wird primär die durch die Familiengründung notwendig gewordene Umgestaltung von Rollen und Beziehungen betont. Der neu entstandenen Familie stellen sich eine Reihe von Entwicklungsaufgaben, deren Ziel die Etablierung stabiler, aber durchlässiger Systemgrenzen sowie die Reorganisation der familialen Rollen ist (Walper und Wild 2002). Diese Aufgaben sind:

- die emotionale Bewältigung der Verluste, Einschränkungen und anderer negativer Erfahrungen aus der vorangegangenen Entwicklungsphase, die durch die Trennung oder den Tod des ehemaligen Ehepartners beziehungsweise Elternteils bedingt waren;
- der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Stiefelternteil und Stiefkind(ern);
- parallel hierzu die Konsolidierung der neuen Partnerschaft;
- falls der Stieffamiliengründung eine Trennung vorausging und noch Kontakt zum getrennt lebenden Elternteil besteht: die Sicherung der Beziehung zum getrennt lebenden Elternteil und gegebenenfalls zu dessen Verwandtschaft;
- soweit Stiefgeschwister vorhanden sind: der Aufbau positiver Beziehungen zwischen den biologisch nicht verwandten Geschwistern;
- falls neue Kinder in der Partnerschaft geboren werden: die Bewältigung der Veränderungen und Probleme, die mit der Geburt eines weiteren (gemeinsamen) Kindes einhergehen.

Das Zusammenwachsen der Stieffamilie stellt einen längerfristigen Prozess dar, der mit erfahrungsgemäß durchschnittlich fünf Jahren länger dauert als die Reorganisation des Familiensystems nach einer Trennung der Eltern (Hetherington und Jodl 1994). So empfinden auch befragte Geschwister retrospektiv die Wiederheirat der Eltern als stärkeren Stressor

als die vorangegangene Scheidung, besonders die Wiederheirat des Vaters (Ahrons 2007).

Insgesamt weist die derzeitige Datenlage darauf hin, dass sich die Entwicklungschancen und -risiken von Kindern in Stieffamilien weitgehend ausgleichen (Amato 1994). Im Vergleich zu Kindern aus Ein-Eltern-Familien schneiden die Kinder aus Stieffamilien kaum unterschiedlich (Amato 1994; Ganong und Coleman 1993) und teilweise sogar besser ab (siehe zum Beispiel Chase-Lansdale, Cherlin und Kiernan 1995), während sie durchaus Nachteile gegenüber Gleichaltrigen aus Kernfamilien aufweisen (siehe zum Beispiel Butz und Boehnke 1999; Hetherington und Clingempeel 1992; Walper 1995). Für die Anpassung scheint das Alter der Kinder bei der Stieffamiliengründung maßgeblich zu sein, wobei jüngere Kinder diesen Übergang meist besser bewältigen als ältere Kinder im frühen Jugendalter (Walper und Wild 2002).

In Stieffamilien können Geschwister mit unterschiedlicher biologischer Verwandtschaft aufeinandertreffen: Neben leiblichen Geschwistern können Stiefgeschwister vorhanden sein, die keine biologische Verwandtschaft zueinander aufweisen (siehe Kapitel 1). Darüber hinaus kann es auch Halbgeschwister in einer Stieffamilie geben, wenn das neue Elternpaar zusätzlich zu den mitgebrachten Kindern gemeinsame Kinder bekommt. Gerade nach mehreren familiären Übergängen wird diese Vielfalt von Geschwisterbeziehungen in einer Familie wahrscheinlicher. Darüber hinaus können große Altersunterschiede zwischen den Geschwistern vorhanden sein. Diese Unterschiede in Verwandtschaft, Alter und auch Geschlecht können mit erhöhten Schwierigkeiten und Konflikten zwischen den Geschwistern verbunden sein. Tatsächlich ist empirisch festzustellen, dass Geschwister in Stieffamilien häufiger von belasteten Beziehungen und ausbleibender Unterstützung berichten sowie von einem höheren Grad an Rivalität und einer größeren emotionalen Distanz (siehe zum Beispiel Anderson, Lindner und Bennion 1992; Kurdek und Fine 1995).

Auch als Ergebnis systematischer Beobachtungen wird die Beziehung zwischen Stiefgeschwistern als aggressiver, gefühlskälter, konkurrenz- und vermeidungsorientierter beschrieben (Hetherington 1987). Besonders im Jugendalter scheint die Konfliktrate in Stieffamilien noch stärker anzusteigen, als dies in Kernfamilien der Fall ist. In der weiteren Entwicklung ist für das junge Erwachsenenalter eine im Vergleich zu biologischen Geschwistern distanziertere Beziehung zwischen den Geschwistern in Stieffamilien nachweisbar (Hetherington 1999), während sich im mittleren Erwachsenenalter sowohl Hinweise auf eine größere Kontaktdichte (White und Reidmann 1999) als auch auf eine überdurchschnittlich ausgeprägte Distanz finden (Hetherington 1999). Allerdings erweisen sich auch Geschlecht und biologische Verwandtschaft als wichtige Moderatoren der Geschwisterbeziehung: So zeigen beispielsweise Mädchen, die alle mit einem Elternteil verwandt sind, eine besonders enge und fürsorgliche Beziehung zueinander, was für Söhne in dieser Form nicht nachweisbar ist (Hetherington 1999). Generell ist offenbar die Beziehung zwischen Stiefbrüdern und nicht gleichgeschlechtlichen Geschwisterpaaren in Stieffamilien problematischer (Kasten 2003).

Hartmut Kasten (2003) weist auch auf die Bedeutung der Altersabstände der Geschwister sowie der Dauer der neuen familiären Konstellation hin. So sind geringe Altersabstände zwischen den Stief- oder Halbgeschwistern vor allem in jungen, neu gegründeten Stieffamilien problematisch und führen zu Spannungen und Belastungen zwischen den Geschwistern. Langfristig

bietet der geringe Altersabstand jedoch auch die Chance für besonders enge Geschwisterbeziehungen. Dieser Prozess gelingt bei jüngeren Kindern insgesamt leichter als bei schon älteren Geschwistergruppen. Insbesondere die Geburt eines Geschwisters in der neu gegründeten Stieffamilie kann von den älteren Kindern als belastend erlebt werden, ändert sich doch auf diese Weise ihre Rolle in der Familie. Allerdings können solche Probleme auch in Kernfamilien auftauchen. „Typische Geschwisterprobleme [für Stieffamilien] entstehen vor allem dann, wenn die ‚neue‘ Familie zum Zeitpunkt der Geburt des Halbgeschwisters in sich noch nicht gefestigt ist und den mitgebrachten Kindern noch keine Geborgenheit vermittelt“ (ebd., S. 161). Die gemeinsamen Kinder verfehlen dabei häufig den gewünschten Effekt als „Kitt“ der neuen Familie (Stewart 2005). Seitens der Kinder gelingt die Anpassung an die Geburt eines Halbgeschwisters besonders gut in länger bestehenden Stieffamilien und wenn die älteren Geschwister zwischen zwei und fünf Jahre alt sind oder aber über zehn Jahre (Kasten 2003).

Ganz generell haben leibliche Geschwister sowie Halbgeschwister häufig ein besseres Verhältnis zueinander als biologisch nicht verwandte Stiefgeschwister (Walper und Wild 2002). In der subjektiven Repräsentation der Familie bei den Kindern laufen vor allem Stiefgeschwister Gefahr, ausgeschlossen zu werden (Roe, Bridges, Dunn und O’Connor 2006). Ein wichtiger Grund für die größere Nähe unter biologisch verwandten Geschwistern dürfte die empirisch durchgängig nachweisbare Ungleichbehandlung von leiblichen und nichtleiblichen Kindern durch die Eltern sein (Walper und Wild 2002). Befunde zeigen, dass einem Stiefkind weniger Nähe und Unterstützung entgegengebracht wird als dem leiblichen Kind (Henderson und Taylor 1999). Eltern wenden sich in Stieffamilien jeweils intensiver den Kindern zu, mit denen sie biologisch verwandt sind (siehe zum Beispiel Bray 1999; Hetherington 1999).

Die größere Nähe zwischen biologisch verwandten Personen lässt sich auch experimentell nachweisen: So können Mütter ihre Stiefkinder anhand des Geruches häufig nicht erkennen, ebenso wie Jugendliche ihre Halb- und Stiefgeschwister weniger häufig erkennen (Weisfeld, Czilli, Phillips, Gall und Lichtman 2003). Für den Umgang mit den „eigenen“ Kindern und denen des Partners lassen sich deutliche Unterschiede in den Erziehungspraktiken nachweisen (Hetherington 1999). Diese dürften teils auf die unterschiedliche gemeinsame Geschichte zurückzuführen sein, aber auch auf den Umstand, dass die Ähnlichkeit zwischen Stiefgeschwistern geringer ist als bei biologischen oder Halbgeschwistern (Anderson 1999). Diese Ungleichbehandlung mag jedoch die Wahrscheinlichkeit von Geschwisterrivalität erhöhen, da eine wahrgenommene Ungleichbehandlung mit vermehrten Konflikten auch zwischen biologisch verwandten Kindern einhergeht (siehe zum Beispiel Boll, Ferring und Filipp 2001) und Halb- sowie Stiefgeschwister auf eine tatsächlich oder vermeintlich wahrgenommene Benachteiligung möglicherweise sensibler reagieren. Negative Auswirkungen der Bevorzugung von gemeinsamen Kindern in neu gegründeten Stieffamilien lassen sich auch längsschnittlich bis ins Erwachsenenalter hinein nachweisen (Wallerstein und Lewis 2007) (siehe auch Kapitel 4.2.3).

Neben der Ungleichbehandlung der Geschwister ist in Stieffamilien ein durch chronischen Stress im Zuge der familialen Übergänge in Mitleidenschaft gezogenes Erziehungsverhalten nachweisbar. Beides mag einen wesentlichen Teil der familienstrukturell bedingten Unterschiede zwischen Kindern aus Kern- und Stieffamilien erklären (Walper und Wild 2002). Eine besonders negative Entwicklung der Stiefeltern-Stiefkind-Beziehung ist dabei vor allem in jenen Familien vorhanden, in denen der Stiefvater ein

autoritäres Erziehungsverhalten an den Tag legt und die Partnerschaft wenig harmonisch ist (Graf und Walper 2002). Dabei scheinen Kinder aus Stieffamilien häufiger Gefahr zu laufen, elterlichen Konflikten und Spannungen ausgesetzt zu sein, wobei die Kinder auch häufig im Zentrum der Auseinandersetzung der Eltern stehen (Jenkins, Simpson, Dunn, Rasbash und O'Connor 2005). Aber auch die Beziehung zum getrennt lebenden Elternteil hat Auswirkungen auf die Geschwisterbeziehungen in der Stieffamilie: So lässt sich nachweisen, dass Kinder mit erodierter oder abgebrochener Beziehung zum leiblichen Vater eine schlechtere Beziehungsqualität zu ihren Stiefgeschwistern haben (Ahrns 2007; Ahrns und Tanner 2003).

Insgesamt zeigt die Forschung zu Stieffamilien ein vielschichtiges Bild, wobei die Qualität der Geschwisterbeziehungen vom Grad der biologischen Verwandtschaft abzuhängen scheint, aber auch von den häufig deutlich sichtbaren Erziehungsunterschieden der Stiefeltern gegenüber biologisch verwandten und nicht verwandten Kindern. Der Schlüssel zur Verbesserung der Geschwisterbeziehungen dürfte daher der Aufbau einer guten Eltern-Kind-Beziehung zu allen Kindern der neuen Familie sein, unterstützt durch ein gegenüber allen Kindern gleichermaßen gezeigtes autoritatives Erziehungsverhalten. Autoritatives Erziehungsverhalten zeichnet sich aus durch viel Zuwendung zum Kind und gleichzeitig durch Konsequenz und Informiertheit über die Aktivitäten des Kindes. Eine autoritative Erziehung kommt der Kompetenz- und Verhaltensentwicklung der Kinder fast durchgängig zugute, wobei sie idealerweise sowohl vom leiblichen Elternteil als auch vom Stiefelternteil umgesetzt wird.

#### 4.1.3 Geschwisterbeziehungen in Pflege- und Adoptivfamilien

Kinder in Pflegefamilien sind mit ihren Pflegeeltern häufig biologisch nicht verwandt. Die Pflegeeltern übernehmen für die aufgenommenen Pflegekinder die „soziale Elternschaft“ (Kasten 2003). Wie andere familiäre Transitionen auch, stellt der Übergang für die Pflegefamilie ein potenziell stressreiches Ereignis dar, das die Neuordnung des Familiensystems erfordert. Die Pflegekinder müssen ihrerseits zudem die oft traumatisierenden Erfahrungen aus ihren Herkunftsfamilien und aus vorherigen Lebenskontexten sowie die Trennung von ihren primären Bezugspersonen verarbeiten, zu denen auch Geschwister zählen können. Das Kapitel 4.3 beschäftigt sich explizit mit der Frage nach der gemeinsamen oder getrennten Platzierung von Geschwistern in Pflegefamilien, weshalb auf diese Fragestellung hier nur am Rande eingegangen wird. Das vorangegangene Kapitel über Geschwister in Stieffamilien (4.1.2) gibt zudem einen Überblick über empirische Befunde zu Beziehungen von biologisch nicht verwandten Geschwistern. In Pflegefamilien geht es (mit Ausnahme der Verwandtenpflege) um ebendiese soziale Geschwisterschaft zwischen Pflegegeschwistern. Anders als Kinder in herkömmlichen Stieffamilien haben Pflegekinder jedoch aufgrund ihres belasteten familiären Herkunftshintergrundes implizit oder explizit einen Sonderstatus.

Was genau ist das Besondere von Geschwisterbeziehungen in Pflegefamilien? Monika Nienstedt und Arnim Westermann (1989) gehen davon aus, dass angesichts der großen Anforderungen an die Anpassung von Pflegekindern in der neuen familiären Situation Geschwisterbeziehungen eine eher untergeordnete Rolle spielen. Zentraler Faktor für das Gelingen des Pflegschaftsverhältnisses sei die Fähigkeit der Pflegeeltern, auf die Bedürfnisse jedes ihrer Pflegekinder – die ganz unterschiedlich ausfallen können und sich im Laufe der Zeit auch ändern – optimal einzugehen (Kasten 2003).

Befunde zur gemeinsamen Platzierung von Geschwistern geben jedoch den Hinweis, dass die Geschwisterbeziehung durchaus ihre Relevanz für die Entwicklung von Kindern in Pflegefamilien hat: So zeigen empirische Studien überwiegend, dass gemeinsam platzierte Geschwister häufiger in stabileren Pflugschaftsverhältnissen aufwachsen und eine bessere emotionale Entwicklung und Verhaltensentwicklung vollziehen (Hegar 2005). Langfristig scheinen Pflegekinder im Erwachsenenalter stärker die Beziehung zu ihren biologisch verwandten Geschwistern aufrechtzuerhalten als zu Pflegegeschwistern (Gardner 2004). Innerhalb der Pflegefamilie ist den Pflegekindern langfristig die Beziehung zu den Pflegeeltern bedeutsamer als zu den Pflegegeschwistern, während in der Herkunftsfamilie das stärkste Band mit den Geschwistern besteht.

Für die biologisch nicht verwandten Pflegegeschwister, die in der Pflegefamilie aufeinander treffen, stellt sich vor allem die Aufgabe, tragfähige Beziehungen untereinander aufzubauen, die von Freundschaft und Intimität bei wenig Rivalität und Aggression gekennzeichnet sind. Diese Aufgabe ist umso schwerer, je älter die Kinder bei Aufnahme in die Pflegefamilie sind (Kasten 2003). Ähnliches gilt für Adoptivfamilien, deren Konsolidierung häufig besser gelingt, wenn die Kinder im Säuglings- oder Kleinkindalter in die Familie aufgenommen werden (Wild 1998). In Bezug auf Geschwistergruppen zeigt sich zumindest in den USA, dass Pflugschaftsverhältnisse von mehreren Geschwistern seltener mit der Adoption durch die Pflegeeltern enden (Leathers 2005).

Eine häufige Problematik in Pflegefamilien stellt die Rivalität um die Zuneigung und Zuwendung durch die Pflegeeltern dar, die für die oft traumatisierten und emotional deprivierten Pflegekinder von großer Bedeutung sind (siehe zum Beispiel Pflegekinder-Aktion Schweiz 2003). Wie die Befunde zur Bildung von Stieffamilien zeigen, stellt der Beziehungsaufbau zwischen den neuen Pflegegeschwistern eine Herausforderung dar, die langfristig nicht immer positiv bewältigt werden kann (Walper und Wild 2002) (siehe Kapitel 4.1.2). Ein besonders düsteres Bild zeichnen Nienstedt und Westermann (1989), die davon ausgehen, dass die Integration von Pflegekindern in einer Pflegefamilie durch das Vorhandensein von Geschwistern – besonders durch gleichaltrige oder jüngere leibliche Kinder der Pflegeeltern – dauerhaft gefährdet ist und deshalb die Aufnahme oder Geburt weiterer Kinder unbedingt aufgeschoben werden muss, bis das Pflegekind alle Integrationsphasen abgeschlossen hat. Diese Auffassung wird jedoch von Expertinnen und Experten nicht uneingeschränkt geteilt, wie im Kapitel zur Platzierung von Geschwisterkindern in Pflegefamilien dargestellt ist (siehe Kapitel 4.3).

#### 4.1.4 Geschwisterbeziehungen von Halb- und Vollwaisen

Aktuelle wissenschaftliche Literatur zur Geschwisterbeziehung nach dem Tod eines oder beider Elternteile lässt sich kaum finden. Die wohl bekannteste Untersuchung zu diesem Thema ist von Anna Freud und Dorothy Burlingham (1944). Die Studie der Waisen von Theresienstadt untersuchte sechs Kinder, die gleich nach ihrer Geburt in das Konzentrationslager Theresienstadt gebracht wurden. Das Pflegepersonal wechselte ständig, die Kinder wurden lediglich grundversorgt, und ein Kontakt zu erwachsenen Bezugspersonen war kaum vorhanden. Die Kinder wurden im Alter von 36 bis 46 Monaten befreit und in einem englischen Kinderheim untergebracht. Untereinander gingen sie sehr positiv miteinander um, ließen sich zu Ende reden, waren liebevoll und einfühlsam und nahmen aufeinander Rücksicht. Gegenüber Erwachsenen verhielten sie sich hingegen ablehnend

und aggressiv. Diese Kinder verband wohl eine geschwisterähnliche Verbindung, sie zeigten untereinander Loyalität, Solidarität und Emotionalität (Kasten 1993 a). Es ist also möglich, dass solche positiven sozialen Kräfte zwischen Geschwistern auch dann entstehen, wenn sie ohne Eltern in einer lieblosen Umgebung aufwachsen müssen.

In einer längsschnittlichen Untersuchung von Harriet Mosatche und Mitautoren (1983) zeigten retrospektive Angaben, dass in kritischen Lebensereignissen, unter anderem auch beim Tod oder Verlust eines Elternteiles, die Beziehung zu den Geschwistern überwiegend als positiv und unterstützend erlebt wurde. Eine große Rolle bei der Frage, welche Auswirkungen der Tod eines oder beider Elternteile auf die Geschwisterbeziehung hat, spielen sicherlich die Umstände des Verlustes, das Alter der Geschwister zum Zeitpunkt des Todes der Eltern und die Beziehung der Geschwister vor dem Verlust der Eltern. Zu vermuten ist, dass es Entwicklungsphasen im Leben der Geschwister gibt, bei denen sich der Verlust besonders negativ auswirkt, und dass eine nahe und positive Beziehung zu den Geschwistern die Trauer erleichtert. Jürg Frick (2004) skizziert den günstigen Fall, dass sich die Kinder gegenseitig trösten und unterstützen, sich über den Tod der Eltern hinweghelfen, aber auch eine ungünstige Konstellation, bei der die Tochter nach dem Tod der Mutter deren Pflichten und Aufgaben übernimmt.

## **4.2 Riskante Familiendynamiken**

Im Weiteren werden die Auswirkungen von spannungsgeladenen innerfamiliären Dynamiken auf Geschwisterbeziehungen beleuchtet – konkret geht es um Konflikte zwischen Eltern, um belastete Eltern-Kind-Beziehungen und um elterliche Ungleichbehandlung.

### **4.2.1 Elterliche Konflikte und Partnerschaftsprobleme**

Konflikte sind ein wichtiges Mittel, um im Verlauf der Familienentwicklung veränderte Bedürfnislagen der einzelnen Familienmitglieder zur Geltung zu bringen und Rechte und Pflichten neu zu verhandeln. Obwohl Konflikte in diesem Sinne durchaus funktional sein können, charakterisieren doch anhaltende und insbesondere offen-feindselige Konflikte zwischen den Eltern zumeist eine dysfunktional-destruktive Familiendynamik. Solche Konflikte haben sich entsprechend auch als bedeutsamer Risikofaktor für die Entwicklung von Kindern erwiesen (Buehler, Krishnakumar, Anthony, Tittsworth und Stone 1994; Krishnakumar und Buehler 2000). Häufige und intensiv ausgefochtene Konflikte zwischen den Eltern können sowohl nach innen gerichtetes Problemverhalten der Kinder (wie Depressivität und Angst) als auch nach außen gerichtetes Problemverhalten (wie Aggressivität) nach sich ziehen (Buehler, Krishnakumar, Anthony, Tittsworth und Stone 1994; Davies u. a. 2002; Fincham 1998; Grych und Fincham 1990). Nicht zuletzt erhöht sich das Risiko für Probleme in den Geschwisterbeziehungen. So sind eheliche Probleme und Konflikte der Eltern mit einer eher negativen Beziehungsqualität unter betroffenen Geschwistern verbunden (Brody 1998). Geschwisterkinder reagieren auf elterliche Konflikte ihrerseits häufiger mit Konflikten in der Geschwisterbeziehung (Cummings und Smith 1989; Hetherington 1988; MacKinnon 1989 a), wobei offenbar die Konfliktlösetaktiken der Eltern untereinander von den Geschwistern aufgegriffen werden.

Dies legt nahe, dass die Eltern als Vorbild beziehungsweise Modell für das Konfliktlöseverhalten der Geschwister fungieren (Reese-Weber und Kahn

2005). Im Rahmen der sozial-kognitiven Lerntheorie (Bandura 1979) wird herausgestellt, dass sich Kinder Verhaltensweisen (auch) durch Beobachtungslernen aneignen und hierbei nicht zuletzt berücksichtigen, welches Verhalten sich als „erfolgreich“ erwiesen hat. Dies liefert eine Erklärung dafür, dass Kinder vor allem dann nach außen gerichtetes Problemverhalten entwickeln, wenn sie Streitigkeiten ausgesetzt sind, die stark von offener Feindseligkeit und Aggressivität geprägt sind. Übernehmen die Kinder im Zuge des Modelllernens feindselig-aggressive Konfliktstrategien der Eltern, so belastet dies auch die Geschwisterbeziehung.

Allerdings dürften auch noch andere Prozesse relevant sein. Mehrere theoretische Ansätze beschäftigen sich damit, wie Konflikte zwischen den Eltern das Wohlbefinden der betroffenen Kinder beeinflussen (Davies u. a. 2002): Teilweise andere Vorhersagen als die soeben beschriebene Hypothese des Modelllernens liefert die „emotional security hypothesis“ (Cummings und Davies 1994). Letztere beinhaltet die zentrale Annahme, dass die elterlichen Konflikte das Gefühl emotionaler Sicherheit beim Kind beeinträchtigen, wobei nicht nur nach außen gerichtete, sondern sogar mehr noch nach innen verarbeitende Reaktionen begünstigt werden. Empirische Befunde belegen, dass Kinder in Konfrontation mit elterlichen Konflikten intensive emotionale Stressreaktionen, Rückzugsverhalten, Eingreifversuche sowie Angst bezüglich der Stabilität von Beziehungen zeigen, als deren Folge äußerliches und inneres Problemverhalten entstehen kann (Davies u. a. 2002). Dabei müssen die Konflikte nicht notwendigerweise auch auf der Ebene der Eltern-Kind-Beziehung bestehen, um die emotionale Sicherheit des Kindes zu beeinträchtigen. Eine schlechte Eltern-Kind-Beziehung wird im Falle einer konfliktreichen Partnerbeziehung jedoch als zusätzlicher Risikofaktor für die Entwicklung von Problemverhalten gesehen, während eine positive Eltern-Kind-Beziehung ein Schutzfaktor sein kann.

Eher ergänzend als im Widerspruch zum eben Ausgeführten wird beim „cognitive contextual framework“ (Grych und Fincham 1990) angenommen, dass die elterlichen Konflikte weniger per se als vielmehr durch die Wahrnehmung und Interpretation seitens der Kinder Einfluss auf deren Befindlichkeit nehmen. Sie wirken zum Beispiel durch die erlebte Intensität, Häufigkeit und Unversöhnlichkeit der Konflikte oder durch das Gefühl von Bedrohung, das wiederum für die Entwicklung von nach innen gerichtetem Problemverhalten verantwortlich ist. Ein besonderes Augenmerk des Modells liegt auf den Zuschreibungen der Kinder bezüglich der Ursache des Konfliktes. Vor allem Selbstbeschuldigungen der Kinder sind mit negativen Folgen elterlicher Konflikte verbunden.

Stärker systemisch ausgerichtet sind die Triangulationshypothese und das sogenannte „indirect effects model“. Durch die Verbundenheit der Kinder mit beiden Eltern geraten die Kinder bei elterlichen Partnerschaftsproblemen leicht in Loyalitätskonflikte, die mit beträchtlichen Belastungen verbunden sind und vielfach nur durch eine Distanzierung gegenüber einem oder beiden Elternteilen gelöst werden können (Buchanan und Waizenhofer 2001; Buchanan, Maccoby und Dornbusch 1991; Maccoby und Mnookin 1992). Hierbei kann es unter den Geschwistern – analog zu Tendenzen in Trennungsfamilien – zu einer gewissen Aufteilung der Loyalitäten kommen, indem sich ein Geschwister mit dem einen und das andere mit dem anderen Elternteil solidarisiert. Derartige Koalitionsbildungen belasten die Geschwisterbeziehung zusätzlich.

Schließlich wird im „indirect effects model“ angenommen, dass primär das Erziehungsverhalten der Eltern und die Qualität der Eltern-Kind-Bindung durch die Elternkonflikte unterminiert werden, die dann ihrerseits das kindliche Wohlbefinden und Verhalten beeinflussen, also als vermittelnde Faktoren zwischen den elterlichen Konflikten und dem kindlichen Problemverhalten fungieren (Stone, Buehler und Barber 2002). Tatsächlich zeigen zahlreiche Befunde, dass es bei hoher Konfliktbelastung in der Partnerschaft zu einem „Spill-over“ der Negativität auf das Erziehungsverhalten kommt (Erel und Burman 1995; Krishnakumar und Buehler 2000). Die Beeinträchtigungen des Erziehungsverhaltens zeigen sich in Form von geringer Wärme, Akzeptanz und emotionaler Verfügbarkeit der Eltern bis hin zu verletzender Kritik und Ablehnung gegenüber den Kindern, in geringerer Verhaltenskontrolle durch die Eltern – zum Beispiel wenig Beobachtung und Begleitung, inkonsistentes Disziplinierungsverhalten – und auch in psychischen Kontrollmechanismen, wie zum Beispiel Triangulation, Liebesentzug, Hervorrufen von Schuldgefühlen, eindringendes beziehungsweise aufdringliches Erziehungsverhalten. Diese Belastungen der Eltern-Kind-Interaktion wiederum haben vielfach Problemverhalten der Kinder zur Folge (Davies u. a. 2002).

Obwohl im Fall ausgeprägter Konflikte und Disharmonie zwischen den Eltern eine positive Geschwisterbeziehung insgesamt weniger wahrscheinlich ist, lässt sich doch teilweise im Sinne der Kompensationshypothese auch ein erhöhtes Fürsorgeverhalten älterer Geschwister angesichts elterlicher Konflikte nachweisen (Brody 1998). Auch die Pufferhypothese findet einige Bestätigung. Schon eine höhere Geschwisterzahl scheint dazu beizutragen, dass nachteilige Auswirkungen elterlicher Konflikte abgefangen werden können: So zeigt sich, dass mit der Anzahl der Geschwister die Wahrscheinlichkeit von Parentifizierung im Zuge von elterlichen Auseinandersetzungen oder der elterlichen Trennung sinkt (Walper u. a. 2001).

Noch wichtiger dürfte jedoch die Qualität der Geschwisterbeziehung sein. Nach einer Untersuchung von Jennifer Jenkins (1992) kann eine positive Geschwisterbeziehung bei konfliktbelasteter Beziehung zwischen den Eltern durchaus emotionale Probleme und Verhaltensprobleme der Kinder abpuffern. Interessanterweise hatte in dieser Studie eine insgesamt positive Geschwisterbeziehung deutlichere mildernde Effekte als die geschwisterliche Unterstützung in der akuten Konfliktsituation. Dass sich hier die generelle Beziehungsqualität als bedeutsamer herausstellte, verweist im Einklang mit bindungstheoretischen Überlegungen darauf, dass vor allem die emotionale Geborgenheit unter Geschwistern relevant ist. Gleichzeitig mag die schwächere Bedeutung konkreter situationsbezogener Unterstützung anzeigen, dass die Möglichkeiten von Geschwistern, bei elternbezogenen Problemen Hilfe und Unterstützung zu leisten, im Kindesalter noch begrenzt sind. Hier dürfte die Unterstützung durch erwachsene Bindungspersonen effektiver sein.

Insgesamt scheinen zahlreiche Prozesse und Mechanismen dazu beizutragen, dass sich elterliche Konflikte negativ auf die Geschwisterbeziehung auswirken. Vermutlich hat hierbei die Erosion elterlicher Erziehungs Kompetenzen eine gewisse Schlüsselstellung: Zum einen ist davon auszugehen, dass die Kinder unter Beeinträchtigungen des elterlichen Erziehungsverhaltens leiden und ungünstige Verhaltensweisen entwickeln, die auch die Geschwisterbeziehung belasten (Brody 1998). Zum anderen reagieren diejenigen Eltern, deren Erziehungsverhalten generell in Mitleidenschaft gezogen ist, vermutlich auch weniger adäquat auf Geschwisterkonflikte und sind entsprechend weniger in der Lage, diese zu begrenzen beziehungsweise zu

deren Lösung anzuregen. Sofern das Erziehungsverhalten nicht in Mitleidenschaft gezogen ist, scheinen keine nennenswerten Beeinträchtigungen der Geschwisterbeziehung bei Konflikten zwischen den Eltern nachweisbar zu sein (Brody 1998; Brody, Stoneman und McCoy 1994 a, 1994 b; Hetherington 1988; MacKinnon 1989 b). Im Folgenden wird daher auf die Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung für die Geschwisterbeziehung eingegangen.

#### 4.2.2 Belastungen der Eltern-Kind-Beziehungen

Zahlreiche empirische Studien sprechen dafür, dass die Eltern-Kind-Beziehung auf besonders maßgebliche Weise Einfluss auf die Qualität der Geschwisterbeziehung nimmt. Die nachstehende Tabelle fasst diese Befunde zusammen und zeigt auf, welche Aspekte der Eltern-Kind-Beziehung für die Geschwisterbeziehungen relevant sind und wie diese Einflüsse durch spezifische Verhaltensweisen der Kinder vermittelt werden. Die Zusammenfassung dokumentiert gleichzeitig die aktuelle Erkenntnislage zu familiären Einflüssen auf die Geschwisterbeziehung (Brody 1998).

Dieses Modell spricht speziell drei Bereiche der Eltern-Kind-Beziehung an, die im Folgenden aufgegriffen werden:

(A) Die empirischen Befunde bestätigen überzeugend, dass – gemäß der Kongruenzhypothese (siehe Kapitel 3.2) – positive Erfahrungen in der Eltern-Kind-Beziehung mit einer prosozialen Orientierung unter Geschwistern einhergehen, während negative Erfahrungen, wie Negativität, aufdringliches Erziehungsverhalten oder Überkontrolle, mit aggressiveren

#### **Tabelle**

Faktoren, die die Qualität einer Geschwisterbeziehung beeinflussen  
(nach dem heuristischen Modell von Gene Brody 1998, S. 11)

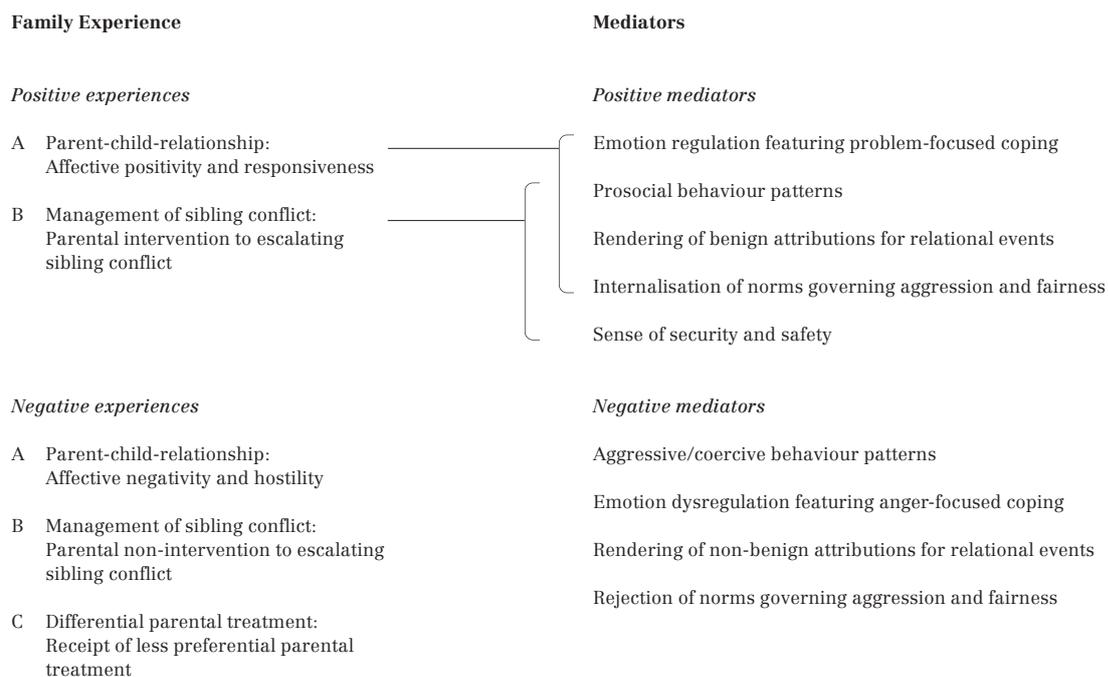
<b>Erfahrung/Erlebnisse in der Familie</b>	<b>Mediatoren</b>
<i>Positive Erfahrungswerte</i>	
A Eltern-Kind-Beziehung: Emotional-positiv und feinfühlig	Emotionale Regulierung mit problemorientierter Bewältigung Prosoziale Verhaltensmuster Wohlwollende Zuschreibungen bei Beziehungsereignissen Internalisierung der Normen in Bezug auf Aggression und faires Verhalten Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit
B Umgang mit Geschwisterkonflikten: Elterliches Eingreifen in eskalierende Geschwisterkonflikte	
<i>Negative Erfahrungswerte</i>	
A Eltern-Kind-Beziehung: Emotional-negativ und ablehnend beziehungsweise feindselig	Aggressive Verhaltensmuster und Einsatz von Zwang Emotionale Dysregulation mit Wut als Bewältigungsform
B Umgang mit Geschwisterkonflikten: Elterliches Nichteingreifen in eskalierende Geschwisterkonflikte	Negative Zuschreibungen bei Beziehungsereignissen Ablehnung der Normen in Bezug auf Aggression und faires Verhalten
C Unterschiedliche elterliche Behandlung der Geschwister: Weniger Bevorzugung durch die Eltern	

Geschwisterbeziehungen verbunden sind (siehe zum Beispiel Noller 2005; Tseung und Schott 2004; Updegraff, Thayer, Whiteman, Denning und McHale 2005; für einen Überblick siehe Brody 1998). Positive Erfahrungen befördern dabei Gegenseitigkeit, Unterstützung und Intimität zwischen den Geschwistern, während negative Erfahrungen erhöhte Rivalität und Aggressivität wahrscheinlich werden lassen. Bei Jugendlichen sind besonders deutlich Zusammenhänge nachzuweisen zwischen Konfliktkommunikation und Konfliktlösestilen in der Eltern-Kind-Beziehung und der Geschwisterbeziehung (Noller 2005; Reese-Weber und Kahn 2005).

(B) Als besonders förderlich für die Geschwisterbeziehungen in der Kindheit erweist sich ein gutes „Management“ der Konflikte zwischen Geschwistern durch die Eltern, was mit der Entwicklung prosozialer Einstellungen verbunden ist. Besonders wichtig ist dabei die Anleitung älterer Geschwister im Umgang mit ihren jüngeren Geschwistern, um Dominanz und Rivalität einzudämmen (Dunn und Munn 1986). Allerdings stehen Eltern hierbei auch vor der Aufgabe, nicht zu häufig zu intervenieren und damit aufdringlich zu wirken, sondern den Kindern angemessene Spielräume für eigene Konfliktlösungen zu eröffnen. Eine gute Anpassung des älteren Geschwisters in diesem Zusammenhang verbessert ebenfalls die Geschwisterbeziehung (Pike, Coldwell und Dunn 2005).

(C) Elterliche Ungleichbehandlung beziehungsweise Benachteiligung gegenüber anderen Geschwistern stellt eine besonders negative Erfahrung in der Eltern-Kind-Beziehung dar, die im folgenden Kapitel ausführlich besprochen wird.

**Table**  
Influences on sibling relationship quality  
(according to the heuristic model of Gene Brody 1998, p. 11)



#### 4.2.3 Ungleichbehandlung durch die Eltern

Obwohl Ungleichbehandlung und Bevorzugung durch die Eltern von den meisten Menschen als problematische Erfahrungen eingeschätzt werden dürften, wurde dieses Thema in der empirischen Forschung in Deutschland erst in jüngerer Zeit aufgegriffen (Boll, Ferring und Filipp 2001). Im anglo-amerikanischen Raum wird begrifflich zwischen zwei Phänomenen unterschieden: der Begriff „parental differential treatment“ lässt sich am besten als „elterliche Ungleichbehandlung“ übersetzen und beinhaltet, dass Geschwister ein unterschiedliches Maß an Zuneigung, Kontrolle oder Bestrafung erfahren, was aber nicht notwendigerweise ungerecht sein muss, sondern in bestimmten Fällen auch ein adäquates Elternverhalten darstellen kann (ebd.). Im Unterschied dazu impliziert das Phänomen der „elterlichen Bevorzugung“ („parental favoritism“) eindeutig eine Wertung der Eltern gegenüber den Kindern und beinhaltet damit auch eine Ungerechtigkeit des elterlichen Handelns (ebd.).

Die negativen Effekte der elterlichen Bevorzugung für die Geschwisterbeziehung wurden bereits in Kapitel 3.2 angedeutet, in dem die Bevorzugungshypothese vorgestellt wurde (Boer, Goedhart und Treffers 1992). Aber auch in Bezug auf die elterliche Ungleichbehandlung lassen sich negative Effekte für die Geschwisterbeziehung nachweisen. Im Folgenden wird kurz zusammengefasst, welche Folgen elterliche Ungleichbehandlung und Bevorzugung für die Entwicklung von Kindern, die Eltern-Kind-Beziehung und schließlich für die Geschwisterbeziehung haben sowie welche Faktoren elterliche Ungleichbehandlung und Bevorzugung begünstigen.

Empirische Befunde zu den Konsequenzen von elterlicher Ungleichbehandlung und Bevorzugung zeigen übereinstimmend, dass diese elterlichen Verhaltensweisen kurz- und langfristig mit negativen Folgen für betroffene Geschwister verbunden sind (für einen ausführlichen Überblick siehe Boll, Ferring und Filipp 2001; Ferring, Boll und Filipp 2003). Dabei lassen sich negative Effekte auf das psychische Befinden, das Selbstwertgefühl sowie in Bezug auf nach außen gewandte Verhaltensprobleme wie Delinquenz nachweisen, die teilweise für benachteiligte Kinder jeweils stärker ausgeprägt sind (siehe zum Beispiel Brody, Stoneman und McCoy 1994 a; Conger und Conger 1994; McHale, Updegraff, Shanahan, Crouter und Killoren 2005; Richmond, Stocker und Rienks 2005; Stocker, Dunn und Plomin 1989; Tamrouti-Makkink, Dubas, Gerris und van Aken 2004; siehe auch Boll, Ferring und Filipp 2001). Auch langfristig lassen sich im Erwachsenenalter negative Auswirkungen elterlicher Ungleichbehandlung und Bevorzugung nachweisen: So geht die retrospektiv erfasste Benachteiligung durch die Eltern mit einer schlechteren sozialen Anpassung im Erwachsenenalter einher (Young und Ehrenberg 2007). Die erlebte elterliche Ungleichbehandlung ist im Erwachsenenalter mit einer negativeren Selbsteinschätzung, unsicheren Bindung sowie größerem Stress in Paarbeziehungen verbunden – ungeachtet dessen, ob man Erfahrungen als bevorzugtes oder benachteiligtes Kind gemacht hat (Rauer und Volling 2007).

Effekte der elterlichen Bevorzugung auf die Eltern-Kind-Beziehung hängen maßgeblich davon ab, ob die betroffenen Kinder von den Eltern bevorzugt wurden oder die benachteiligte Position eingenommen haben. Kinder, die im Vergleich zu ihren Geschwistern bevorzugt wurden, berichten von positiveren Beziehungen zu ihren Eltern, während benachteiligte Kinder negativere Beziehungen zu ihren Eltern haben (Boll, Ferring und Filipp 2001). Andere Befunde weisen darauf hin, dass die Effekte auf die Eltern-Kind-Beziehung von der erlebten Gerechtigkeit der Ungleichbehandlung abhängen.

gen: So hat eine als gerecht erlebte Ungleichbehandlung keine negativen Auswirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung (Kowal, Krull und Kramer 2004). Ferner hängen Effekte vom Ausmaß der Bevorzugung oder Benachteiligung ab, wobei vor allem mit einer geringen Bevorzugung eine positive Eltern-Kind-Beziehung einhergeht (Boll, Ferring und Filipp 2005). Auch der familiäre Zusammenhalt ist eine wichtige Einflussgröße im Hinblick auf Effekte der elterlichen Bevorzugung auf die Eltern-Kind-Beziehung (McHale, Updegraff, Shanahan, Crouter und Killoren 2005). Darüber hinaus werden die Verbundenheit mit den Eltern, die Nähe zu ihnen und die Unterstützung für die Eltern im mittleren Erwachsenenalter durch die in der Kindheit erlebte Ungleichbehandlung auch langfristig untergraben (Ferring, Boll und Filipp 2003).

Die meisten Studien, die sich mit den Folgen elterlicher Ungleichbehandlung und Bevorzugung beschäftigen, stellen die Geschwisterbeziehung in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Zusammenfassend lässt sich sagen (Boll, Ferring und Filipp 2001), dass je stärker die Ungleichbehandlung durch die Eltern ausfällt, desto schlechter die Beziehung zwischen den Geschwistern ist. Dabei scheint es für die Einschätzung der Geschwisterbeziehung relativ unerheblich zu sein, ob sie durch das favorisierte oder nicht favorisierte Geschwister vorgenommen wird (Boll, Ferring und Filipp 2003). Durch die Ungleichbehandlung werden sowohl positive Beziehungsaspekte der Geschwisterbeziehung ausgehöhlt wie auch negative Aspekte verstärkt. Eine besondere Rolle scheint auch bei der Geschwisterbeziehung zu spielen, wie gerecht die Ungleichbehandlung erlebt wird: So verschlechtert sich die Beziehungsqualität der Geschwister besonders dann, wenn die Ungleichbehandlung nicht durch Alters- oder Bedürfnisunterschiede erklärt werden kann (Kowal und Kramer 1997). Die Wahrnehmung von gleichen Ausmaßen erlebter Zuneigung oder Kontrolle durch die Eltern ist mit positiveren Geschwisterbeziehungen verbunden (Kowal, Krull und Kramer 2006; Rauer und Volling 2007). Auch längsschnittlich lässt sich nachweisen, dass die Ungleichbehandlung in der Kindheit mit weniger positiven Geschwisterbeziehungen im Jugendalter (siehe zum Beispiel Brody, Stoneman und McCoy 1994 a) sowie im mittleren Erwachsenenalter (Ferring, Boll und Filipp 2003) verbunden ist.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass die elterliche Ungleichbehandlung vor allem Konflikte und Rivalität zwischen den Geschwistern nährt, während Nähe und Unterstützung unter ihr leiden. Wird die Ungleichbehandlung von den Geschwistern als gerecht erlebt, sind geringere oder keine negativen Auswirkungen auf die Geschwisterbeziehung zu erwarten.

Die Faktoren, die elterliche Ungleichbehandlung und Bevorzugung verstärken, sind relativ wenig untersucht. Zum einen scheint elterliche Ungleichbehandlung von den individuellen Erziehungskenntnissen und -erfahrungen der Eltern abzuhängen. So zeigen Befunde, dass Eltern beim Umgang mit ihren zweitgeborenen Kindern bessere Erziehungs Kompetenzen aufweisen (Shanahan, McHale, Crouter und Osgood 2007) sowie den Übergang zum Jugendalter mit weniger Konflikten gestalten (Shanahan, McHale, Osgood und Crouter 2007). Auch Merkmale des Kindes sind für die elterliche Ungleichbehandlung oder Bevorzugung verantwortlich. Unterschiede im Alter, Geschlecht oder in der Persönlichkeit der Geschwister spielen hier eine Rolle (siehe zum Beispiel Martin und Ross 2005; Tucker, McHale und Crouter 2003). Darüber hinaus scheinen Eltern dazu zu neigen, nach schwierigen Ereignissen im Jugendalter ihrer Kinder – wie beispielsweise der Schwangerschaft einer Tochter – das Geschwister zu bevorzugen, das ihnen am wenigsten Probleme bereitet (East und Jacobson 2003).

Ebenso können psychische Belastungen der Eltern zu elterlicher Ungleichbehandlung oder Bevorzugung führen. So zeigen die Ergebnisse der berühmten, sich über einen Zeitraum von 25 Jahren erstreckenden Längsschnittstudie zu den Folgen einer elterlichen Scheidung, dass Eltern durch die erhöhten Anforderungen im Zuge der Scheidung und Nachscheidungsphase Probleme mit der Erziehung ihrer Kinder haben, die sich auch in einer Ungleichbehandlung der Kinder äußern kann (Wallerstein und Lewis 2007). Vor allem bei großen Familien mit drei und mehr Kindern ist eine Bevorzugung von Kindern gegenüber anderen nachweisbar. Im Kindesalter zeigen sich diesbezüglich in der Nachscheidungsphase noch keine negativen Effekte, nachhaltige Folgen sind erst für die spätere Entwicklung im Erwachsenenalter belegbar. Sowohl Mütter wie auch Väter neigen grundsätzlich zur Ungleichbehandlung ihrer Kinder nach der Scheidung, bei Vätern ist diese Tendenz stärker ausgeprägt (siehe auch Kapitel 4.1.1). Die elterliche Trennung zieht auch eine erhöhte Gefahr der Koalitionsbildung nach sich, welche ihrerseits mit einer Ungleichbehandlung von Geschwistern verbunden sein kann (Brody 1998).

Weitere Ursache elterlicher Ungleichbehandlung und Bevorzugung scheint die biologische Verwandtschaft mit den Kindern zu sein, was Befunde zum Erziehungsverhalten in Stieffamilien eindrucksvoll belegen (Walper und Wild 2002) (siehe auch Kapitel 4.1.2). So wenden sich Eltern in Stieffamilien jeweils intensiver den Kindern zu, mit denen sie biologisch verwandt sind (siehe zum Beispiel Bray 1999; Hetherington 1999), und bringen den Stiefkindern weniger Nähe und Unterstützung entgegen (Henderson und Taylor 1999). Die Ungleichbehandlung von leiblichen Kindern und Stiefkindern könnte dabei auch auf den Umstand zurückgeführt werden, dass sich diese Stiefgeschwister untereinander weniger ähnlich sind als biologische oder Halbgeschwister (Anderson 1999).

Wie oben beschrieben, kann eine ungleiche Behandlung der Kinder durch die Eltern durchaus angebracht sein und muss keine negativen Konsequenzen nach sich ziehen – vorausgesetzt, das Elternverhalten orientiert sich an den individuellen Bedürfnissen der Kinder und die Geschwister erleben die Ungleichbehandlung als gerechtfertigt (Boll, Ferring und Filipp 2001). Diese individuelle Behandlung von Geschwistern ist idealerweise jedoch nicht durch eine Bevorzugung einzelner Geschwister geprägt. Damit das Gerechtigkeitserleben in der Familie gestärkt wird, sollten offene Gespräche über die Angemessenheit ungleicher Behandlung der Geschwister in der Familie geführt werden (Kowal, Krull und Kramer 2004). Solche Gespräche müssen allerdings nicht notwendigerweise dazu führen, dass die Geschwister das elterliche Verhalten übereinstimmend bewerten (Kowal, Krull und Kramer 2006).

### **4.3 Gemeinsam oder getrennt platzieren? Geschwister in der Fremdunterbringung**

Wenn Geschwisterkinder nicht in ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen können, stellt sich für verantwortliche Entscheidungsträgerinnen und -träger die Frage, ob die Geschwister gemeinsam untergebracht werden sollen oder ob eine Trennung der Geschwister denkbar beziehungsweise vielleicht sogar notwendig ist. Für eine wachsende Zahl von Professionellen ist die gemeinsame Platzierung von Geschwistern inzwischen oberstes Ziel (Pflegekinder-Aktion Schweiz 2003). Einschränkend wirken ernste Bedenken, beispielsweise im Falle von Gewalt, Missbrauch oder Traumatisierung unter den Geschwistern (Herrick und Piccus 2005, S. 847; Karle 2004). Auch belegungsorganisatorische Hindernisse spielen eine Rolle (siehe unten).

Die Rechtsprechung orientiert sich bei Sorge- und Pflegschaftsentscheidungen am Kontinuitätsgrundsatz, wonach bestehende Beziehungen nach Möglichkeit fortgeführt werden sollen. Die Geschwisterbeziehung wird dabei als wichtige Ressource für das Erleben von Stabilität aufgefasst, die hilft, die Trennung von der Herkunftsfamilie besser zu verarbeiten. Langfristig gilt die Pflege von Geschwisterbeziehungen, besonders für Kinder aus schwierigen familiären Verhältnissen, als wichtiger Faktor für den Aufbau stabiler, lebenslanger Beziehungen (Kosonen 1994; Herrick und Piccus 2005). Es finden sich Hinweise, dass im Erwachsenenalter die Beziehung zu Geschwistern aus der Herkunftsfamilie bedeutsamer ist als die zu Pflegegeschwistern (Gardner 2004).

Allerdings ist eine gemeinsame Platzierung aufgrund struktureller oder psychodynamischer Faktoren nicht immer möglich. Im Folgenden soll ein Überblick über die empirische Forschung im Hinblick auf Bedingungen und Folgen gemeinsamer beziehungsweise getrennter Platzierung von Geschwisterkindern gegeben werden. Danach wird speziell auf die Bedingungen und Folgen einer getrennten Unterbringung von Geschwistern eingegangen.

Für den angloamerikanischen Raum (einen ausführlichen Überblick bietet Hegar 2005) zeigen mehrere Studien übereinstimmend, dass große Geschwistergruppen oder Geschwistergruppen mit großen Altersunterschieden zwischen den Geschwistern sowie gemischtgeschlechtliche Geschwistergruppen häufiger getrennt untergebracht werden (siehe zum Beispiel Wulczyn und Zimmermann 2005). Wenn die Sorge- und Pflegschaftsentscheidungen nicht für alle Geschwister zum selben Zeitpunkt getroffen werden, führt dies ebenfalls häufiger zu einer getrennten Platzierung der Kinder. Demgegenüber werden bei der sogenannten Verwandtenpflege Geschwisterkinder häufig gemeinsam untergebracht. Diese Befunde lassen sich einerseits auf strukturelle Probleme bei der Unterbringung von Geschwistern zurückführen, beispielsweise dass kaum Pflegefamilien oder institutionelle Plätze für große Geschwistergruppen zur Verfügung stehen. Andererseits scheint es bei großen Geschwistergruppen oft schwer möglich, die unterschiedlichen Bedürfnisse der Kinder in einer Pflegefamilie zu erfüllen, sodass eine getrennte Unterbringung für besser erachtet wird.

In jüngerer Zeit wurden vor allem in den USA ausführliche Überblicksarbeiten zu den Folgen von unterschiedlichen Platzierungsentscheidungen für die Entwicklung der betroffenen Geschwister publiziert (Shlonsky 2005). Rebecca Hegar (2005) zieht die vorsichtige Schlussfolgerung, dass die gemeinsame Platzierung von Geschwistern in Pflegefamilien zu einer etwas größeren Stabilität dieser Familien beitragen kann und dass gemeinsam untergebrachte Geschwister im Allgemeinen etwas bessere Verläufe der emotionalen Entwicklung und der Verhaltensentwicklung haben.

Empirische Befunde zeigen, dass Kinder, die mit ihren Geschwistern zusammen in einer Pflegefamilie leben, weniger Verhaltensprobleme (Boer und Spiering 1991; Smith 1998) oder emotionale Probleme aufweisen (Smith 1998; Tarren-Sweeney und Hazell 2005) und sich gegenüber Peers positiver verhalten (Smith 1995) sowie eine stärkere Bindung an die Pflegeeltern entwickeln (Leathers 2005). Letzteres vor allem dann, wenn die Geschwisterkinder ohne weitere Kinder untergebracht sind (Rushton, Dance, Quinton und Mayes 2001). Gemeinsam untergebrachte Geschwister erleben darüber hinaus häufig eine größere familiäre Stabilität, da sie weniger häufig die Pflegefamilie wechseln (Drapeau, Simard, Beaudry und Charbonneau 2000; Staff und Fein 1992) und weniger häufig das Auseinan-

derbrechen der Pflegefamilie erleben müssen (Rosenthal, Schmidt und Conner 1988).

Eine Reihe von Studien finden allerdings auch keinerlei Unterschiede zwischen getrennt und gemeinsam platzierten Geschwisterkindern im Hinblick auf Problemverhalten (Brodzinsky und Brodzinsky 1992) oder auf die Stabilität des Pflegeverhältnisses (Holloway 1997; Rushton, Dance, Quinton und Mayes 2001; Wedge und Mantle 1991). Einige wenige Studien zeigen auch negative Effekte einer gemeinsamen Unterbringung von Geschwistern, wie beispielsweise eine schlechtere Entwicklung des Sprachvermögens (Smith 1998), verringerte Schulleistungen und ein ausgeprägteres Problemverhalten (Thorpe und Swart 1992). Zu fragen bleibt, unter welchen Bedingungen eine Trennung der Geschwister erforderlich ist.

Für Sorge- und Pflegschaftsentscheidungen bei der Platzierung von Geschwistern müssen sich die Entscheidungsträger einer Reihe von Fragen stellen, die sich besonders auf die früheren Beziehungserfahrungen der Geschwister beziehen: „Wie stark wurden sie vernachlässigt? Welche Entbehrungen haben sie erlebt? Wie viele Beziehungsabbrüche mussten sie verkraften? Wie sieht die Beziehungsqualität der Kinder untereinander aus? Wie ist ihr Entwicklungsstand, und wie alt sind die Kinder zum Zeitpunkt der Vermittlung? Ausschlaggebend ist auch die Perspektive: Sollen die Kinder wieder rückgeführt werden, oder ist das Ziel ein langfristiger Aufenthalt in einer Pflegefamilie oder einer stationären Einrichtung?“ (Zabernigg 2003, S. 15) Dabei muss im Einzelfall immer neu entschieden werden, welche Bedeutung die Geschwisterbeziehung hat: „Unabhängig davon, was eine Geschwisterbeziehung einem Kind möglicherweise bedeuten kann, ist das Leben in Pflegefamilien so unterschiedlich wie die Kinder, die Fremdunterbringung erlebt haben“ (Herrick und Piccus 2005, S. 847). (6)

Eine getrennte Platzierung von Geschwistern wird dann angestrebt, wenn sich Missbrauch und Traumatisierungen in der Geschwisterbeziehung manifestieren, wenn die Kinder aufgrund starker Entbehrungen eine sehr große Rivalität um die Gunst der Pflegeeltern entwickeln und deshalb positive Beziehungserfahrungen mit den Pflegeeltern fraglich scheinen oder wenn ältere Geschwister so stark in die Fürsorgerolle für die jüngeren Geschwister eingebunden sind, dass die eigene Entwicklung gefährdet ist (Pflegekinder-Aktion Schweiz 2003; Whelan 2003). Aber auch die bereits erwähnten strukturellen Bedingungen, wie beispielsweise der Mangel an Pflegefamilien für große Geschwistergruppen oder zu große Unterschiede in den Bedürfnissen der einzelnen Geschwisterkinder, führen zu einer getrennten Platzierung (siehe hierzu die Befunde von Hegar 2005). Aus Sicht von Pflegemüttern ist der Umgang mit allein platzierten Geschwistern effektiv leichter als die Integration von ganzen Geschwistergruppen (Smith 1996).

Betroffene Geschwister wiederum äußern aus ihrer subjektiven Sicht heraus sehr häufig den Wunsch, gemeinsam platziert zu werden. Wenn eine gemeinsame Platzierung nicht möglich ist, erwarten sie häufige Besuche sowie Informationen über ihre Geschwister (Herrick und Piccus 2005). Wenn nach einer Trennung der Geschwister der Kontakt zwischen ihnen durch gegenseitige Besuche aufrechterhalten und so eine Reorganisation der Geschwisterbeziehung ermöglicht wird, sind besonders positive Entwicklungen zu erwarten (Drapeau, Simard, Beaudry und Charbonneau 2000).

Auch die Erkenntnisse der Bindungstheorie können in Sorge- und Pflegeentscheidungen herangezogen werden, um die Frage einer gemeinsamen oder getrennten Platzierung von Geschwistern zu beantworten. Demnach sollte so entschieden werden, dass sich sichere Bindungsbeziehungen möglichst gut entwickeln können. David Whelan (2003) nennt drei Leitfragen, mit denen sich Entscheidungsträgerinnen und -träger aus bindungstheoretischer Sicht auseinandersetzen sollten. Erstens: Inwiefern trägt die Platzierung zur größtmöglichen Sicherheit und Fürsorge für die betroffenen Geschwisterkinder bei? Zweitens: Inwiefern hat die Platzierung neutrale Effekte auf Sicherheit und Fürsorge? Und drittens: Inwiefern hat die Platzierung negative Effekte in Bezug auf Sicherheit und Fürsorge?

Positive Antworten auf die beiden ersten Fragen stellen in den meisten Fällen akzeptable Lösungen für die Geschwisterkinder dar, sodass eine gemeinsame Platzierung versucht werden kann: „Geschwister können sich gegenseitig Vertrautheit, Liebe und Trost spenden. In Fällen, in denen die Geschwisterbeziehung nicht liebevoll, aber gleichwohl auch nicht missbräuchlich ist, können die Pflegeeltern und andere Betreuerinnen oder Betreuer dem unsicheren Bindungsstil in der Geschwistergruppe entgegenwirken durch Disziplin, Neuausrichtung, Rollenvorbild und Anleitung. Durch das Leben in Betreuungsarrangements, die sichere Bindungsstile befördern, können Geschwister in solchen Gruppen ihre gegenseitige Verbundenheit verbessern“ (Herrick und Piccus 2005, S. 847). (7) Muss die dritte Frage, die nach negativen Effekten der Platzierung für Sicherheit und Fürsorge des Kindes, bejaht werden, wird es das Interesse des Kindes in aller Regel notwendig machen, die Geschwister in getrennten Pflegefamilien unterzubringen.

Durch die Trennung von Eltern und Geschwistern werden intensive Gefühle wie Trauer oder Schuld ausgelöst. Auch der Verlust von Identität kann eine Folge der Trennung sein (Herrick und Piccus 2005; Zabernigg 2003). Schuldgefühle können entstehen, wenn Geschwister in einer ungünstigen familiären Situation zurückgelassen werden müssen, wobei die Trennung vom Geschwister oft als Bestrafung empfunden wird. Insbesondere bei älteren Geschwistern kann Trauer über den Verlust der Fürsorgerolle aufkommen, die bisher möglicherweise die Funktion hatte, den Selbstwert des Kindes zu begründen. Mit diesen Mechanismen muss in der Fremdunterbringung reflektiert umgegangen werden.

#### **4.4 Die Rolle von Geschwisterbeziehungen in Sorgerechtsfragen bei Trennungs- und Scheidungsverfahren**

Mit dem Ziel, übertragbare Erkenntnisse für die Situation von Geschwistern in den Hilfen zur Erziehung zu finden, wird in diesem Kapitel die Rolle von Geschwisterbeziehungen bei der Entscheidung über das Sorgerechts beziehungsweise das Aufenthaltsbestimmungsrecht in Trennungs- und Scheidungsverfahren in den Blick genommen. Wir beginnen mit einer kurzen Einführung in das Scheidungsrecht in Deutschland.

##### **4.4.1 Sorgerechtsregelungen in Deutschland**

Veränderungen des Scheidungsrechtes reflektieren veränderte Sichtweisen, wie eheliche Trennungen gesellschaftlich und politisch zu bewerten sind, und setzen zugleich wesentliche Rahmenbedingungen für die Ausgestaltung der Beziehungen in Scheidungsfamilien. Mit Einführung des Zerrüttungsprinzips bei der Novellierung des Scheidungsrechtes im Jahr 1977 wurde darauf verzichtet, eine Schuldige beziehungsweise einen Schuldigen aus-

zumachen. Damit kamen bei Unterhalts- und Sorgerechtsentscheidungen neue Gesichtspunkte ins Spiel (Schwab 1995, S. 268 ff.). Das neue, mittlerweile bereits wieder überholte Scheidungsrecht von 1977 sah hierzu als Regelfall das alleinige Sorgerecht eines Elternteiles vor. Die gemeinsame elterliche Sorge stellte eher eine Ausnahme dar, die von den Gerichten nur in „geeigneten Fällen“ gewählt wurde. Die Sorgerechtsentscheidung des Familiengerichtes orientierte sich zum einen am Wunsch der Beteiligten, genauer: daran, ob von den Eltern ein übereinstimmender und inhaltlich zulässiger Vorschlag vorgelegt wurde. Bei Kindern nach dem vollendeten vierzehnten Lebensjahr wurden auch deren Wünsche berücksichtigt. Zum anderen und vor allem orientierte sich die Entscheidung am Wohl des Kindes (Schwab 1995).

Zu bemängeln war, dass die exklusive Entscheidung für nur einen Elternteil oft eine gewisse Willkür darstellte, zumal richterliche Prognosen über zukünftiges Eltern- und Kindverhalten „auch bei fachpsychologischer Hilfe auf schwankendem Boden“ stehen (ebd., S. 271). Hinzu kam der Verdacht, dass Konflikte zwischen den Eltern durch den Sorgerechtsentscheid geschürt und die Kinder im Scheidungsverfahren oft instrumentalisiert wurden.

Im Jahr 1998 wurden daraufhin im Familienrecht zahlreiche Änderungen vorgenommen, die unter anderem das gemeinsame Sorgerecht zum Regelfall machten (Lederle von Eckardstein, Niesel, Salzgeber und Schönfeld 1999). Voraussetzung ist eine übereinstimmende Erklärung der Eltern, dass keine Anträge zum Sorgerecht und zum persönlichen Umgang mit dem Kind gestellt werden. Gemeinsame Sorge nach den neuen Bestimmungen bedeutet nicht, dass alle Angelegenheiten, die das Kind betreffen, einvernehmlich von beiden Eltern geregelt werden müssen. Lediglich Entscheidungen von erheblicher Bedeutung, zum Beispiel hinsichtlich der beruflichen Ausbildung oder einer medizinischen Operation, sind im gegenseitigen Einvernehmen zu treffen. Beantragt jedoch ein Elternteil das alleinige Sorgerecht, so ist das Einverständnis des anderen Elternteils und bei Kindern ab fünfzehn Jahren auch deren Zustimmung erforderlich, um diesem Antrag ohne zusätzliche Prüfung stattzugeben. In strittigen Fällen wird nach dem Kindeswohl entschieden, wobei auch die Kinder persönlich angehört werden und Kinder über vierzehn Jahren besonderes Mitspracherecht haben. Um den Vorrang des gemeinsamen Sorgerechtes zu stärken, kann in strittigen Fällen auch nur ein Teil der Sorge, beispielsweise die Entscheidung über den Aufenthalt, einem Elternteil allein zugesprochen werden.

#### 4.4.2 Geschwister im Trennungs- und Scheidungsverfahren

Im Jahr 2005 wurden in Deutschland zirka 45.000 Ehen geschieden, in denen die Eltern mindestens zwei gemeinsame Kinder hatten (Statistisches Bundesamt 2008). Auch nach der Kindschaftsrechtsreform leben in Deutschland nach Trennung der Eltern 85 % der Kinder bei der Mutter und nur zirka 11 % beim Vater (Proksch 2002). In einigen Fällen werden die Geschwister jedoch unter den Eltern aufgeteilt, das heißt, ein Teil der Kinder lebt bei der Mutter, ein Teil beim Vater. Über die genaue Anzahl dieser Fälle der Geschwistertrennung stehen nur bedingt Daten zur Verfügung.

Friedrich Arntzen (1994) erwähnt eine Studie von 1983, aus der hervorgeht, dass Sorgerechtsgutachter bei 34 % der Geschwisterfälle Trennungsempfehlungen ausgesprochen haben. Gemäß einer weiteren Studie aus dem Jahr 1992 wurde bei 23 % der Fälle empfohlen, die Geschwister zu trennen. Michael Karle und seine Mitarbeiter werteten im Jahr 2000

weitere Gerichtsgutachten aus und kamen auf 19% Geschwistertrennungen (Karle, Müller, Kleefeld und Klosinski 2000). Grundlage dieser Zahlen sind begutachtete Fälle, die jeweils eine selektive Stichprobe darstellen, denn seit der Kindschaftsrechtsreform werden nur noch zirka 15 % bis 20 % der Scheidungen vor Gericht verhandelt (Statistisches Bundesamt 2008) und nur in zirka 10 % dieser Fälle wird wiederum ein Sachverständigengutachten bestellt (Balloff 2004). Daher ist davon auszugehen, dass prozentual weniger Kinder in Folge einer Scheidung von ihren Geschwistern getrennt werden, als die genannten Zahlen angeben.

Bruce Hawthorne (2000) berichtet für Australien, dass bei 5 % bis 7 % der Scheidungen mit Kindern die Geschwister voneinander getrennt werden. Kommt es tatsächlich zu einer Trennung der Geschwister, so geschieht dies – sowohl in Australien als auch in den USA – meist bei älteren Kindern, wobei die älteren Kinder überwiegend beim Vater, die jüngeren bei der Mutter leben (Hawthorne 2000; Kaplan, Hennon und Ade-Ridder 1993). In Australien werden tendenziell mehr Kinder unterschiedlichen Geschlechtes getrennt als gleichgeschlechtliche, zirka 60 % der Mädchen bleiben bei einer Geschwistertrennung bei den Müttern (Hawthorne 2000).

Die Rechtsprechung in Deutschland orientiert sich primär daran, die Trennung von Geschwistern zu vermeiden (Salzgeber 2005). Sie wird nur verfügt, wenn besonders triftige Gründe dafür vorliegen (Oberlandesgericht Brandenburg 2003). Grundsätzlich sehen es die Familiengerichte als besonders wichtig an, dass Geschwister zusammen aufwachsen und erzogen werden.

Die prinzipielle Vermeidung einer Geschwistertrennung liegt in der Annahme begründet, dass sich Geschwister in einem Scheidungskonflikt der Eltern gegenseitig stützen können und insbesondere im Hinblick auf die erlebten Verlusterfahrungen das Zusammenbleiben eine Ressource für eine gesunde weitere Entwicklung darstellt (Balloff 2004; Spangenberg und Spangenberg 2002). In der krisenhaften Situation der Elterntrennung, so argumentiert die Rechtsprechung, bietet eine fortdauernde Geschwisterbeziehung Stärke und Halt (Oberlandesgericht Dresden 2003). Eine Trennung der Geschwister wird deshalb im Allgemeinen vermieden.

Eine Trennung der Geschwister verfügt das Gericht idealerweise nur nach sorgfältiger Prüfung. Allgemein gilt der Grundsatz, dass die Eltern-Kind-Bindung Vorrang hat vor der Geschwisterbindung. Somit ist eine besonders intensive Bindung eines Kindes zur Mutter oder zum Vater eine wichtige zu berücksichtigende Tatsache. Sie kann bei unterschiedlicher Neigung der Kinder zu den Elternteilen eine Trennung der Geschwister nahelegen. Gleichwohl kommt der Geschwisterbeziehung für die Entscheidung über das Sorgerecht oder den dauerhaften Lebensmittelpunkt der Kinder eine besondere Bedeutung zu (Salzgeber 2005). Die gegenseitige Zuneigung der Geschwister ist vor allem dann für die Entscheidung ausschlaggebend, wenn die Beziehung der Eltern sehr zerrüttet ist (Palandt, Bassenge und Brudermüller 2007).

Die Qualität der Geschwisterbeziehung ist damit ebenso sorgfältig zu prüfen wie die der Eltern-Kind-Beziehung. Hierbei sollte nicht nur der Zeitraum des Trennungsgeschehens berücksichtigt werden, sondern auch die Geschwisterbindungen vor dieser Phase. Bei besonders großem Altersabstand der Kinder tritt in der Rechtsprechung die Geschwisterbeziehung in ihrer Bedeutung für eine Entscheidung über die Platzierung der Kinder zurück (Oberlandesgericht Zweibrücken 2001).

Harry Dettenborn und Eginhard Walter (2002) haben folgende Schwierigkeiten bei der Bewertung der Geschwisterbeziehung festgestellt:

- *Falscher Vorrang von Elternwohl vor Kindeswohl*: Die Trennung der Geschwister sollte nicht erfolgen, um das Leid der Eltern zu verringern – zum Beispiel dadurch, dass sie zumindest ein Kind bei sich behalten können. Eine solche Entscheidung würde die Kinder im Trennungsgeschehen funktionalisieren und somit dem Kindeswohl widersprechen.
- *Überbewertung geschwisterlicher Auseinandersetzungen*: Der Trennungskonflikt der Eltern führt bei Kindern nicht selten zu Aggressionen auf der Geschwisterebene. Hier können die Gefühle leichter zum Ausdruck gebracht werden, weil Abhängigkeiten und Respekt weniger ausgeprägt sind als in der Beziehung zu den Eltern. Dadurch besteht die Gefahr, dass die Qualität der Geschwisterbeziehung nicht richtig eingeschätzt wird.

Laut deutscher Rechtsprechung ist eine Geschwistertrennung nicht mit dem Kindeswohl vereinbar, wenn beide Geschwister eine gleich starke Bindung zu beiden Eltern haben (Oberlandesgericht Brandenburg 2003) oder ein Kind eine enge Bindung zu dem Elternteil hat, dem es nicht zugesprochen wird (Oberlandesgericht Hamm 1999). Geschwister können auch dann nicht getrennt werden, wenn der betreuende Elternteil weniger geeignet ist, ein Teil der Geschwister es jedoch ablehnt, zum anderen Elternteil zu wechseln, und die Geschwister nicht getrennt werden wollen (Oberlandesgericht Bamberg 1998).

Dettenborn und Walter (2002) sprechen sich außerdem dafür aus, dass auch Überforderung auf der Geschwisterebene kein Anlass für eine Trennung der Geschwister sein sollte. Nicht selten tritt während starker elterlicher Konflikte eine Parentifizierung der älteren Geschwister auf, die sich um ihre jüngeren Geschwister sorgen und ihre eigenen Bedürfnisse in unangemessener Weise zurückstellen. Hier seien unterstützende Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe gefragt.

Eine Trennung der Geschwister ist nur in Ausnahmefällen mit dem Kindeswohl vereinbar beziehungsweise notwendig (Gerhardt, von Heintzel-Heinrich und Klein 2008). Eine Trennung kann bei massiven Aggressionen zwischen Geschwistern angezeigt sein, die sich wiederholt auch in körperlichen Angriffen entladen (Oberlandesgericht Frankfurt 1994). Ein weiterer Grund ist gegeben, wenn Geschwister sich in ihrer Entwicklung gegenseitig behindern oder emotional stark ablehnen (Salzgeber 2005). Auch wenn beide Elternteile damit überfordert sind, allein alle Kinder zu betreuen, ist eine Trennung der Geschwister angebracht (Balloff 2004).

#### 4.4.3 Folgen der Trennung von Geschwistern

Bei der Sichtung der Fachliteratur zeigte sich, dass die Folgen einer Geschwistertrennung nach einer Trennung der Eltern bisher noch kaum untersucht wurden. Lori Kaplan und Mitautoren gehen in einer der raren Arbeiten zum Thema davon aus, dass eine Trennung der Geschwister schädliche Auswirkungen auf die Geschwisterbeziehung hat, was eventuell jahrelang das psychische Wohlbefinden der Kinder beeinträchtigt. Kaplan bezieht sich auf die Familiensystemtheorie und weist darauf hin, dass bei einer Geschwistertrennung das familiäre Subsystem der Geschwister gefährdet wird. Eine Geschwistertrennung sehen Kaplan und Mitautoren in den meisten Fällen nicht im Kindeswohl begründet, sondern in den Motiven der Eltern: Weder

Mutter noch Vater wollen sich von allen Kindern trennen (Kaplan, Ade-Ridder und Hennon 1991; Kaplan, Hennon und Ade-Ridder 1993).

Wie oben erwähnt (siehe Kapitel 4.1.1), lassen sich keine einheitlichen Ergebnisse zur Funktion von Geschwistern ausmachen, die sie im Zuge einer Trennung der Eltern einnehmen. Auch ist unklar, wie sich eine Trennung der Geschwister langfristig auf das psychische Wohl der Kinder auswirkt. In einer australischen Befragung von Familien mit getrennten Geschwistern kommt Bruce Hawthorne (2000) zu ganz anderen Ergebnissen als Kaplan und Mitautoren. Seine Befunde widersprechen Kaplans Annahme von den egoistischen Motiven der Eltern, die für die Geschwistertrennung ausschlaggebend sind. Bei Hawthorne ist in 69% der Fälle der Wille der Kinder maßgeblich, die Eltern sind überwiegend unglücklich über die Trennung der Geschwister. Die Eltern erklärten ihre Unzufriedenheit mit der Trennung der Kinder damit, dass Geschwister ihrer Meinung nach mehr zusammengehörten als Kinder und Eltern. Zwar vermissten sie die Kinder, die nicht bei ihnen lebten, sehr. Die Geschwisterbeziehung habe sich nach Angaben der Eltern und der Kinder durch die Trennung der Kinder jedoch nicht verändert.

Die Kinder zeigten sich in ihrer Bewertung der Geschwistertrennung bei Hawthorne zufriedener als die Eltern. Für das Gelingen einer Trennung der Geschwister wurden als wichtige Faktoren herausgearbeitet: geografische Nähe der Eltern, regelmäßiger Kontakt der Kinder zum anderen Elternteil und den Geschwistern sowie funktionierende Kommunikation und Kooperation zwischen den Eltern. Im Resümee zählt der Autor zu den Vorteilen von Geschwistertrennung, dass beide Eltern im Idealfall in ihrer Elternrolle und in ihrer Verantwortung für die Kinder bleiben und sich über Erziehung und Elternschaft austauschen können. Außerdem haben beide Eltern in Bezug auf die Kinder ähnliche Positionen, das heißt, keiner hat die Macht, über alle Kinder zu verfügen und gegebenenfalls dem anderen Elternteil den Umgang mit den Kindern zu verweigern.

Diese unterschiedlichen Darstellungen möglicher Folgen einer Geschwistertrennung machen ein großes Forschungsdefizit deutlich. Nach dem bisherigen Wissen scheint es keine zwangsläufig „beste“ Lösung für die Kinder zu geben. Es muss daher letztlich immer im Einzelfall und nach den oben genannten Aspekten abgewogen und entschieden werden, ob Geschwister gemeinsam bei einem Elternteil oder getrennt bei beiden Eltern aufwachsen sollen. Dieses Ergebnis lässt sich mit Vorsicht auch auf Entscheidungen zur Unterbringung in der Kinder- und Jugendhilfe übertragen. Zu bedenken ist jedoch, dass bei Kindern, die aus ihren Familien herausgenommen und an einem neuen Lebensort untergebracht werden, in aller Regel wesentlich gravierendere Problemlagen und weitreichendere Belastungen gegeben sind als bei Kindern, deren Eltern sich in Trennungs- oder Scheidungsverfahren befinden.

Die referierten Befunde legen im Hinblick auf die Bedeutung von Geschwisterbeziehungen in belasteten Familiensituationen eine Reihe von Schlussfolgerungen nahe, die in diesem Kapitel nochmals zusammengefasst und diskutiert werden sollen. Hierbei gehen wir darauf ein, wie sich risikobehaftete, belastende Geschwisterbeziehungen erkennen lassen und welche familiären Faktoren entsprechend negative Entwicklungen der Geschwisterbeziehung wahrscheinlich machen. Wir stellen die Frage, wie einer solchen Entwicklung präventiv gegengesteuert werden kann. Letzteres ist vor allem in Hinblick auf die Entwicklung geeigneter Präventions- und Interventionsangebote bedeutsam, hat also Implikationen für die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe.

Darüber hinaus wird abermals die Frage aufgegriffen, wie Chancen und Risiken von Geschwisterbeziehungen in jenen Familienkonstellationen einzuschätzen sind, in denen die Betreuungs- und Erziehungsaufgaben auf Pflegeeltern und Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe übertragen werden. Wir diskutieren, mit welchen besonderen Anforderungen Pflegefamilien und familienähnliche Betreuungssettings konfrontiert sind, wenn sie Geschwisterkinder gemeinsam aufnehmen, und welche Chancen, aber auch welche Risiken für die Entwicklung der Kinder ein solches Arrangement bergen kann. Anschließend werden wir im Kapitel 5.3 auf den sich abzeichnenden Forschungsbedarf eingehen.

### 5.1 Chancen und Risiken für und in Geschwisterbeziehungen

Dass Geschwisterbeziehungen ein erhebliches Potenzial als Resilienzfaktor und Ressource besitzen, dürfte aus den vorgestellten Untersuchungen und Befunden hinreichend deutlich geworden sein. Praktikerinnen und Praktiker der Sozialen Arbeit in den stationären Hilfen zur Erziehung sind gehalten, die Entwicklung der ihr anvertrauten Kinder und Jugendlichen zu fördern. Sie stehen angesichts des grundsätzlich ambivalenten Charakters von Geschwisterbeziehungen somit vor der Aufgabe, den Ressourcenaspekt auch in schwerwiegenden, länger dauernden Belastungssituationen zu unterstützen und negative Aspekte fachlich aufzufangen. Wie können Risiken für und in Geschwisterbeziehungen erkannt und produktiv für die einzelnen Kinder und für die Geschwistergruppe bearbeitet werden?

Es bleibt festzuhalten, dass Geschwisterbeziehungen facettenreich sind und vielfach eine ambivalente Grundstruktur aufweisen, die gleichermaßen unterstützende wie auch belastende Momente enthält. Solche Ambivalenzen sind in gewisser Weise „normal“ und charakterisieren auch andere familiäre Subsysteme, wie Partnerschaften und Intergenerationenbeziehungen. Auch für Letztere sind neben der vielfach aufgezeigten Solidarfunktion Ambivalenzen als charakteristisch herausgestellt worden (Lüscher und Liegle 2003). Je enger Geschwisterbeziehungen sind und je mehr Funktionen sie auf sich vereinigen, desto eher scheinen solche widersprüchlichen Tendenzen zum Tragen zu kommen, bergen doch große emotionale Nähe und hohe Interaktionsdichte sowie die wechselseitige Verpflichtung, die aus bestimmten Rollenkonstellationen erwächst, auch ein erhöhtes Konfliktpotenzial und das Risiko von Rivalität um knappe Ressourcen im Familienkontext.

Will man hierbei entwicklungsrelevante Risiken ausmachen, die aus der Geschwisterbeziehung erwachsen, so scheint allerdings die Konfliktbelas-

tung per se ein weniger aussagekräftiges Maß zu sein als der grundsätzliche Mangel an Wärme, positiv-unterstützenden Interaktionen und Zusammenhalt. Insofern sind bei der Diagnostik von Geschwisterbeziehungen immer verschiedene Aspekte gleichzeitig in den Blick zu nehmen. Besonderes Augenmerk sollte hierbei auf das Verhältnis von positiv-unterstützenden und negativ-widerstrebenden Aspekten der Beziehung gelegt werden: Vermutlich liefert eine kooperative, emotional zugewandte Grundstruktur der Beziehung wesentliche Ressourcen, um auch Konflikte und Probleme produktiv bewältigen zu können. Wenn also Zuneigung von Geschwistern zueinander nur begrenzt geäußert wird und zugleich viel Kooperation und Fürsorge in der Beziehung erkennbar ist, kann dies durchaus als positives Merkmal interpretiert werden.

Allerdings ist auch deutlich geworden, dass die Geschwisterbeziehung seitens der Betroffenen keineswegs einheitlich erlebt werden muss, sondern dass die individuellen Sichtweisen angesichts unterschiedlicher Bedürfnisse und teilweise deutlich asymmetrischer Rollen durchaus divergieren können. Sehr deutlich kann dies werden, wenn ein Geschwister den fürsorgenden, also gebenden Part einnimmt und ein anderes Geschwisterkind die Rolle des umsorgten, also nehmenden Parts. Bei solch ungleichem Engagement liegt es nahe, dass die Beziehung unterschiedlich erlebt wird – auch wenn die aktivere Rolle des Fürsorgenden angesichts des höheren Einflusses und vermutlich auch größeren Kompetenzerlebens durchaus nicht minder belohnend sein mag.

Auch bei rivalisierenden Beziehungen kann die Einschätzung der Geschwisterbeziehung divergieren. Rivalität unter Geschwistern wurde vielfach als typisches Merkmal von Geschwisterbeziehungen thematisiert. Sie kann offensichtlich in ihrer Ausprägung variieren, nicht nur zwischen Geschwisterpaaren, sondern auch innerhalb eines Geschwistersystems. Rivalität entsteht charakteristischerweise, wenn der Zugang zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse durch das Gegenüber verhindert wird. Im Falle beidseitiger Rivalität betrifft dies beide Geschwister mehr oder minder gleichermaßen, allerdings kann Rivalität nicht selten auch einseitig ausfallen, etwa wenn durch Ungleichbehandlung die Benachteiligung eines Geschwisters gegenüber einem anderen entsteht. Klinische Evidenz verdeutlicht, dass die Rivalität eines Geschwisters gegenüber einem anderen durchaus pathologische Züge annehmen und längerfristig nachteilige Folgen für die Persönlichkeitsentwicklung haben kann. Hierbei scheint weniger der Kontrahent zu leiden als vielmehr das rivalisierend agierende Geschwister, dessen Bedürfnisse im Rahmen der Beziehung nur unzureichend zur Geltung kommen. Allerdings ist anzumerken, dass den Erfahrungen der weniger rivalisierenden „Kontrahenten“ vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde, sodass deren Nachteile möglicherweise unterschätzt werden.

Insgesamt erweist es sich als unabdingbar, bei der Einschätzung von Risiken und Chancen einer Geschwisterbeziehung (auch) einen individualisierenden Zugang zu wählen, der den unterschiedlichen Sichtweisen und Erfahrungen der einzelnen Geschwister Rechnung trägt. Hierbei mag für ein Geschwister das positive Potenzial erfahrener Unterstützung überwiegen, während für das andere Geschwister Rivalität oder auch Überforderung durch Fürsorgeaufgaben stärker im Vordergrund stehen.

Die an dieser Stelle naheliegende Frage, welches Ausmaß an Fürsorgefunktion für jüngere beziehungsweise bedürftigere Geschwister zur Überforderung für den versorgenden Part wird, lässt sich nur schwer beantworten. Hier muss vermutlich im Einzelfall das Ausmaß subjektiver Belastung

beziehungsweise erkennbarer Belastungssymptome den Ausschlag geben. Auch sollte einbezogen werden, inwieweit die Bewältigung alterstypischer Entwicklungsaufgaben, etwa der Aufbau tragfähiger Peerbeziehungen oder die Auseinandersetzung mit schulischen Anforderungen, durch die Übernahme von tendenziell überfordernden Aufgaben und Funktionen im Geschwistersystem behindert wird. Es ist jedoch anzumerken, dass selbst eine starke Einbindung in die Versorgung der Geschwister nicht notwendigerweise mit Nachteilen für die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder verbunden ist. So hat etwa E. Mavis Hetherington (1989) in ihrer Untersuchung zu Scheidungskindern eine Gruppe besonders kompetenter Kinder ausgemacht, die zwar nach der elterlichen Scheidung in hohem Ausmaß Verantwortung für die Geschwister übernommen, hiervon jedoch in ihrer Sozial- und Leistungsentwicklung eher profitiert haben. Es wird angesichts der mehrfach aufgezeigten geschlechtsbedingten Unterschiede in den Geschwisterbeziehungen nicht verwundern, dass es sich hierbei fast ausschließlich um Mädchen handelte. Den Ausschlag für die positive Entwicklung dieser Mädchen scheint jedoch vor allem das unterstützend-wertschätzende Verhalten der Mütter gegeben zu haben, das den Töchtern den nötigen Rückhalt für eine erfolgreiche Meisterung der anforderungsreichen Aufgaben gegeben hat.

Unter den Faktoren, die die Ausgestaltung von Geschwisterbeziehungen im Einzelfall beeinflussen, kommt dem elterlichen Erziehungsverhalten eine Schlüsselrolle zu. Kompetentes Elternverhalten kann Konflikten und Rivalität zwischen Geschwistern vorbeugen und bei Bedarf zu deren konstruktiver Bewältigung beitragen. Ein Mangel an elterlicher Sensitivität gegenüber den individuellen Bedürfnissen der Geschwister – auch gegenüber deren Gerechtigkeitsbedürfnis – kann eine Geschwisterbeziehung jedoch auch nachhaltig belasten. In den positiven Auswirkungen einer autoritativen beziehungsweise liebevoll-konsequenten Erziehung seitens der Eltern liegt eine wesentliche Chance, auch in anforderungsreichen oder problembelasteten Familiensituationen eine positive Entwicklung der Geschwisterbeziehung zu fördern.

Allerdings leidet das Erziehungsverhalten der Eltern vielfach unter kritischen Lebensereignissen und chronischen Belastungssituationen, wie Arbeitslosigkeit, Armut, Partnerschaftskonflikten, gesundheitlichen Beeinträchtigungen und Persönlichkeitsproblemen der Eltern sowie allgemein unter benachteiligten Lebenslagen mit Multiproblemkonstellationen (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2005). Hinsichtlich der entscheidenden Frage, wie sich Geschwisterbeziehungen angesichts solcher Erfahrungen mangelnder elterlicher Zuwendung entwickeln, wurden unterschiedliche, teils konkurrierende Hypothesen vorgestellt. Obwohl die Befundlage nicht einheitlich ist, scheint doch mehr Evidenz für die Kongruenzhypothese zu sprechen, nach der bei Belastungen der Eltern-Kind-Beziehung auch mit vermehrten Problemen in der Geschwisterbeziehung zu rechnen ist. Vor allem das Konfliktverhalten zeigt deutliche Kontinuität über die verschiedenen Subsysteme der Familie hinweg.

Demgegenüber scheinen im Hinblick auf das Fürsorgeverhalten der Geschwister durchaus auch kompensatorische Prozesse beobachtbar zu sein, durch die Mängel elterlicher Zuwendung ausgeglichen werden. Vermutlich trägt zu solchen kompensatorischen Effekten bei, dass die (zumeist älteren) Geschwister von unterschiedlichen Seiten in diese Rolle gelenkt werden: Neben eigenen prosozialen Motiven können im Einzelfall Erwartungen beziehungsweise Anweisungen der Eltern und unterstützungssuchendes Verhalten der (zumeist jüngeren) Geschwister sogar den stärkeren Aus-

schlag geben. Insgesamt besteht hier jedoch noch deutlicher Forschungsbedarf, denn eine systematische Prüfung der Kongruenz- und Kompensationshypothese für einzelne Bereiche der Geschwisterbeziehung steht noch aus.

Drei Aspekte des elterlichen Erziehungsverhaltens haben sich für die Geschwisterbeziehung als relevant erwiesen:

- erstens die auf das individuelle Kind bezogene Qualität des elterlichen Handelns und der Kommunikation, die im günstigen Fall charakterisiert sind durch viel Zuwendung und Unterstützung, aber auch durch klare Orientierung an altersangemessenen Verhaltensstandards und durch Erwartungen an kompetentes, sozial verträgliches Verhalten der Kinder (autoritative Erziehung; siehe Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2005),
- zweitens die Berücksichtigung von Gerechtigkeitsnormen in der Handhabung von Rechten und Pflichten der Kinder, wie sie im Hinblick auf (Un-)Gleichbehandlung, insbesondere auf die Bevorzugung einzelner Kinder, und die damit verbundenen Risiken aufgezeigt wurde, und
- drittens der elterliche Umgang mit Geschwisterkonflikten.

Während der erstgenannte Aspekt von Elternkompetenzen generell für die emotionale, soziale Entwicklung und Verhaltensentwicklung der Kinder bedeutsam ist, haben die beiden letztgenannten Punkte einen engeren Bezug zur Gestaltung von Geschwisterbeziehungen. Die oben genannte Kompensationshypothese bezieht sich nur auf den erstgenannten Aspekt von Elternkompetenzen, nicht auf die Aspekte der Bevorzugung oder auf elterliches Verhalten bei Geschwisterkonflikten.

Als besonders belastend wurde die elterliche Bevorzugung eines Geschwisterkindes herausgestellt, da dies die Solidarität unter Geschwistern nachhaltig belastet, mithin Rivalität und Konflikte begünstigt. Dabei leiden Geschwister weniger unter einer Ungleichbehandlung, wenn diese als gerechtfertigt erlebt wird. In Familien mit einem behinderten oder chronisch kranken Kind beispielsweise ist eine Gleichbehandlung der Geschwister kaum möglich. Aber auch Altersunterschiede tragen in aller Regel zu Unterschieden in der Gewährung von Privilegien und Handlungsspielräumen bei. Solcherart erfahrene Ungleichbehandlung wird zumeist dadurch abgemildert, dass jüngere Geschwister rascher in die Fußstapfen ihrer älteren Geschwister treten und früher Privilegien erlangen als die älteren Vorreiter. Wenn Eltern eine Ungleichbehandlung erklären, sind Kinder eher bereit, diese Unterschiede zu akzeptieren. Negative Folgen für die Geschwisterbeziehung können so vermieden werden. In Familien mit Kindern, die aufgrund besonderer Belastungen vermehrte elterliche Zuwendung brauchen, sind Eltern gut beraten, das Verständnis der Geschwister immer wieder einzuholen.

Der Umgang der Eltern mit Konflikten zwischen den Kindern stellt ein sensibles Terrain dar, das noch keineswegs hinreichend erkundet ist. Einige Befunde sprechen dafür, dass zu häufiges Eingreifen eher nachteilige Folgen hat und Konflikte auf Dauer sogar chronifizieren und verschärfen kann. Eltern sollten sich jedoch nicht generell aus Konflikten heraushalten, denn dies birgt das Risiko, dass das stärkere Kind seine Vorteile ausspielt und das schwächere dauerhaft benachteiligt ist. Insofern kommt Eltern eine bedeutsame Rolle dabei zu, in Konflikten zwischen den Kindern zu vermit-

keln. Das umfasst einerseits elterliche Anleitung zu geeigneten Verhandlungsstrategien, andererseits aber auch eine Begrenzung möglicher Konfliktsituationen durch präventives elterliches Handeln in absehbar heiklen Situationen. Familiäre Belastungen – etwa durch Partnerschaftskonflikte, finanzielle Sorgen oder psychische Erkrankungen der Eltern – mögen nicht zuletzt dadurch zum Risikofaktor für die Herausbildung feindseliger Geschwisterbeziehungen werden, dass Eltern infolge dieser Belastungen nicht oder nicht adäquat mit alltäglichen Auseinandersetzungen zwischen den Geschwistern umgehen (können). Für konkrete Aussagen zu den Wirkzusammenhängen fehlen jedoch weitere Forschungserkenntnisse.

Im Vergleich zu diesem Aspekt der Familiendynamik haben andere Faktoren vielfach einen eher indirekten Einfluss auf die Geschwisterbeziehung. Zwar hat sich auch die Geschwisterkonstellation als bedeutsam erwiesen, doch sind die mit rein familienstrukturellen Faktoren verbundenen Risiken weitaus geringer. Allerdings können Mängel im elterlichen Erziehungsverhalten auch als Katalysator für strukturell angelegte Spannungen fungieren, wenn etwa mehrere Kinder in enger Geburtenfolge um Zuwendung und Aufmerksamkeit konkurrieren oder in Stief- und Pflegefamilien Kinder mit unterschiedlichem Verwandtschaftsgrad aufeinandertreffen. Gerade in zusammengesetzten Familien scheinen durch die größere Nähe zwischen Eltern und ihren leiblichen Kindern Ungleichbehandlungen begünstigt zu werden, die das Geschwisterverhältnis überschatten können. Damit kommen wir auf die Bedeutung von Geschwisterbeziehungen in Pflegefamilien und anderen familienähnlichen Betreuungssettings der Erziehungshilfe zu sprechen.

## **5.2 Stationäre Hilfen zur Erziehung: Geschwisterbeziehungen in familienähnlicher Betreuung**

Der organisationale und fachliche Rahmen von SOS-Kinderdorffamilien als einem stationären Angebot familienähnlicher Betreuung im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe ermöglicht grundsätzlich, auch Gruppen von mehreren Geschwistern in einer Familie aufzunehmen oder größere Geschwistergruppen als eigene Kinderdorffamilie zusammenzufassen und von einer nur für diese Kinder zuständigen Kinderdorfmutter begleiten zu lassen (siehe zum Beispiel Konzeption, SOS-Kinderdorf Ammersee 2005). In den meisten Fällen leben aufgenommene Geschwisterkinder neben ihren biologischen Geschwistern mit weiteren, nicht verwandten Kinderdorfgeschwistern in ihrer SOS-Kinderdorffamilie. Im SOS-Kinderdorfverein ist es außerdem möglich, Kinder einer Geschwistergruppe verteilt auf verschiedene Familien beziehungsweise Häuser im gleichen Dorf unterzubringen.

Soweit die Vorbedingungen bei Anfrage vonseiten des öffentlichen Trägers der Kinder- und Jugendhilfe eine entsprechende Option zulassen, stellt sich bei der Aufnahme in ein SOS-Kinderdorf daher zunächst die fachliche Frage, unter welchen Umständen Geschwisterkinder aus einer Herkunftsfamilie gemeinsam oder getrennt in einem Kinderdorf respektive einer Kinderdorffamilie untergebracht werden sollen. Eng damit einher geht die Frage der Einschätzung, unter welchen Bedingungen die Entwicklung der einzelnen Kinder und der Beziehungen unter den leiblichen und den Kinderdorfgeschwistern positiv unterstützt werden können.

Diese Expertise zu der Bedeutung von Geschwistern im Leben von Kindern hat gezeigt, dass Geschwisterbeziehungen eine wichtige soziale Ressource darstellen und unter Umständen lebenslang aufrechterhalten werden.

Geschwisterbeziehungen haben erwiesenermaßen großen Einfluss auf die soziale und kognitive Entwicklung von Kindern (Brody 1998).

Insbesondere für Pflegekinder stellen Geschwisterbeziehungen die Chance dar, positive Lernerfahrungen zu machen und lebenslange Bindungsbeziehungen aufzubauen. In der Forschung wird darauf hingewiesen, dass Beziehungen unter Geschwistern einer Herkunftsfamilie größere Stabilität im Lebensverlauf haben als Beziehungen unter Pflegegeschwistern (Gardner 2004). Möglicherweise gewinnen Pflege- und Kinderdorfgeschwister in jenen Fällen an Bedeutung, in denen keine biologischen Geschwister vorhanden sind. Wie die Forschung zu Stieffamilien zeigt, stellt der Beziehungsaufbau unter biologisch nicht verwandten Stiefgeschwistern häufig eine große Herausforderung dar, deren Gelingen von verschiedenen Faktoren, wie dem Altersabstand der Geschwister, der Dauer der neuen familiären Situation, aber auch von der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, abhängt (Kasten 2003; Walper und Wild 2002). Allerdings mögen die Ergebnisse der Stieffamilienforschung nicht vollständig auf die Situation von SOS-Kinderdorffamilien übertragbar sein. Aufgrund ihrer Struktur weisen SOS-Kinderdorffamilien zwar Ähnlichkeiten mit Pflege- und Stieffamilien auf. Während in der Stieffamilie die Kinder jedoch weiterhin bei zumindest einem leiblichen Elternteil aufwachsen, ist die Fremdunterbringung im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe, sei es in einer SOS-Kinderdorffamilie oder in einem anderen familienähnlichen Betreuungssetting, für die betroffenen Kinder in aller Regel mit einem definitiven Wechsel der Haupt Bezugsperson verbunden. Eine mögliche Ausnahme stellt die Verwandtenpflege dar.

Gleichwohl kann von Beziehungen zwischen biologisch nicht verwandten Pflege- und Kinderdorfgeschwistern angenommen werden, dass sie im Sinne der Kompensationshypothese angesichts belasteter Beziehungen in der Herkunftsfamilie ebenfalls ein wichtiges Ressourcenpotenzial darstellen. Allerdings macht die Kongruenzhypothese dafür sensibel, dass sich negative Eltern-Kind-Beziehungsmuster auch in Beziehungen zwischen nichtleiblichen Geschwistern hinein fortsetzen können. Damit die Kinder anhaltende Muster der Negativität durchbrechen können, besteht für Kinderdormütter und -väter, für Pflegeeltern und Professionelle Handlungsbedarf bei der Reflexion und Unterstützung der Beziehungsdynamik – sowohl zwischen biologischen Geschwistern wie auch „sozialen“ Geschwistern.

Die Beziehung zu den Pflegeeltern ist nach Monika Nienstedt und Arnim Westermann (2007) für Pflegekinder von zentraler Bedeutung. Positive Erfahrungen in der Beziehung zwischen Pflegeeltern und Pflegekind können ebenfalls die Beziehungsqualität zwischen Geschwistern verbessern (Brody 1998). Empirisch gab es für die Beziehungsdynamik zwischen Pflegeeltern, Pflegekindern und (Pflege-)Geschwistern in der Vergangenheit mehr Hinweise auf Effekte im Sinne der Kongruenzhypothese, doch scheinen Wirkungen von Kompensationsprozessen, vor allem angesichts traumatischer Erfahrungen in der Herkunftsfamilie, zunehmend plausibel (Bank und Kahn 1997). Kompensatorisch enge Geschwisterbeziehungen tragen jedoch häufig auch negative oder gar missbräuchliche Züge (Sheehan, Darlington, Noller und Feeney 2004; Noller 2005). Auch unter diesem Aspekt wird offensichtlich, wie bedeutsam die Bearbeitung der Geschwisterthematik in der familienähnlichen Fremdunterbringung ist, sei es innerhalb der Pflegefamilie oder auch innerhalb einer SOS-Kinderdorffamilie.

Ein zentraler Faktor für das Gelingen von Beziehungen zwischen Pflegegeschwistern und zwischen biologischen Geschwistern in Pflegefamilien stellt die erlebte Gerechtigkeit in der Behandlung durch die Pflegeeltern dar.

Studien belegen eindeutig, dass angesichts von Ungleichbehandlung oder Favorisierung einzelner Geschwister die Qualität von Geschwisterbeziehungen leidet (Boll, Ferring und Filipp 2001). Kinder in einer Pflegefamilie haben zum Beispiel in Abhängigkeit von Alter, Charakter und Aufenthaltsdauer unterschiedliche Bedürfnisse. Offener Austausch über die Bedürfnisse jedes Kindes kann den Pflegeeltern helfen, größtmögliche Gerechtigkeit in den Beziehungen herzustellen und das soziale Verstehen der Kinder zu fördern (Kowal, Krull und Kramer 2004).

Mit der Platzierungsfrage von Geschwistergruppen beschäftigt sich das Kapitel 4.3 dieser Expertise. Die empirischen Befunde sprechen für überwiegend positive Effekte einer gemeinsamen Platzierung von Geschwisterkindern, wenngleich unter bestimmten Umständen eine getrennte Platzierung eher förderlich für die Entwicklung der einzelnen Kinder scheint. Der wichtigste Grund für die getrennte Platzierung ist eine negative Beziehungsdynamik unter den Geschwistern, beispielsweise aufgrund großer Aggressivität oder starker Rivalität. Auch bei getrennter Platzierung sollte der Kontakt der Geschwister zueinander aufrechterhalten werden, um an der Verbesserung der Beziehung arbeiten zu können (Herrick und Piccus 2005).

Leibliche Geschwisterschaft wird als Grundlage für oft lebenslang tragfähige Beziehungen erlebt und gelebt (Gardner 2004). Gerade angesichts der Erfahrungen extremer familiärer Instabilität sind Geschwisterbeziehungen für Kinder und Jugendliche in den stationären Hilfen zur Erziehung eine wichtige identitätsbildende soziale Ressource. Das Ziel von SOS-Kinderdorf e.V., leibliche Geschwister nach Möglichkeit gemeinsam aufzunehmen und ihnen so ein gemeinsames Aufwachsen zu ermöglichen, findet in den Ergebnissen der empirischen Forschung Unterstützung.

### **5.3 Einordnung der Befunde und künftige Forschung**

Wie eingangs erwähnt, ist die Geschwisterforschung in Deutschland insgesamt noch deutlich unterentwickelt. Die überwiegende Mehrzahl der zitierten Befunde stammt aus dem angelsächsischen Raum, insbesondere den USA. Viele Studien liegen bereits längere Zeit zurück. Entsprechend offen ist die Frage der Übertragbarkeit der Befunde auf hiesige und heutige Verhältnisse. Außerdem gibt es international kaum Längsschnittstudien, die Veränderungen von Geschwisterbeziehungen und ihre Bedeutung für die einzelnen Geschwister über einen längeren Zeitraum hinweg betrachten, im günstigsten Fall bis weit in das Erwachsenenalter hinein. Gerade Längsschnittstudien sind aber geeignet, auch unterschiedliche Entwicklungsverläufe von Geschwisterbeziehungen nachzuzeichnen und relevante Einflussfaktoren zu untersuchen. Querschnittstudien liefern hierfür allenfalls erste Anhaltspunkte.

Differenzielle Entwicklungsverläufe bilden auch den Hintergrund für die hier verfolgte Fragestellung, die auf die Abklärung möglicher Risiken für und in Geschwisterbeziehungen abhebt. So ist unklar, welche Faktoren als Wendepunkte einer negativen Geschwisterbeziehung fungieren und positive Entwicklungen einleiten können. Für die Praxis der stationären Hilfen zur Erziehung könnten solche Informationen jedoch hilfreich sein – sowohl bei der Entscheidung über eine gemeinsame oder getrennte Unterbringung als auch bei der Begleitung und Unterstützung von Geschwisterkindern.

Eine Diagnostik, die nur auf den aktuellen Zustand einer Geschwisterbeziehung fokussiert, unterschätzt möglicherweise das Entwicklungspotenzial

dieser Beziehung unter günstigeren Umständen. Im Hinblick auf die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe empfehlen wir deshalb die Reflexion und Entwicklung geeigneter Unterstützungsmöglichkeiten für Kinder in problematischen Geschwisterbeziehungen. Hierbei geht es sowohl um die Arbeit mit Eltern, Pflegeeltern, Kinderdorfmüttern und -vätern und Professionellen wie auch um die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.

Aus Sicht der quantitativen empirischen Psychologie würde gezielte Interventionsforschung Aufschluss über die Wirkung einzelner Einflussfaktoren auf Geschwisterbeziehungen geben. Die klinische Psychologie arbeitet bei der Erforschung von Wirkfaktoren traditionell in Settings mit randomisierten Kontrollgruppenvergleichen.

Grundsatzfragen zur Situation von Geschwistern in der Fremdunterbringung beziehungsweise in SOS-Kinderdorffamilien ließen sich sehr gut in Längsschnittstudien bearbeiten, die auch die Zeit nach Verlassen der Kinderdorffamilie einbeziehen. Dabei könnten zum Beispiel einerseits die Beziehungen von Geschwistern einer Herkunftsfamilie betrachtet werden, die gemeinsam in einer Kinderdorffamilie platziert sind, zum anderen die Beziehungen zu den nicht verwandten Kinderdorfgeschwistern. Da zu den Unterschieden in den Beziehungen zwischen biologischen und sozialen Geschwistern noch kaum geforscht wurde, könnten Studien zum Leben in SOS-Kinderdorffamilien wichtige Beiträge liefern. Nach bisherigen Erkenntnissen halten Erwachsene, die in einer Pflegefamilie aufwuchsen, eher Kontakt zu ihren biologisch verwandten Geschwistern als zu Pflegegeschwistern (Gardner 2004). In diesem Zusammenhang wäre unter anderem von Interesse, ob eine später engere Beziehung zu den leiblichen Geschwistern schon während des Zusammenlebens in der Kinderdorffamilie erkennbar ist oder ob sich Wertigkeiten und Beziehungsstrukturen nach Verlassen der Kinderdorffamilie verändern.

Auch ein Vergleich von gemeinsam und getrennt platzierten Geschwistern in Einrichtungen des SOS-Kinderdorf e.V. und beziehungsweise oder in anderen Betreuungskontexten wäre interessant. In einem solchen Untersuchungsdesign könnten auch die besonderen Bedingungen des Aufwachsens in einem SOS-Kinderdorf, aber in unterschiedlichen Kinderdorffamilien reflektiert werden. Die Gestaltungsmöglichkeiten der Beziehung zu außerhalb des Kinderdorfs „getrennt“ lebenden Geschwistern im Kontext unterschiedlicher Kontaktmöglichkeiten zu erkunden, wäre ein weiteres lohnendes Vorhaben.

Kinder in SOS-Kinderdorffamilien haben die Trennung von ihrer Herkunftsfamilie zu verarbeiten und in aller Regel weitere sehr belastende bis traumatisierende Erlebnisse. Diese biografischen Belastungsfaktoren der Kinder müssen in den Untersuchungen mitberücksichtigt werden. Eine Befragung der Kinder wird hierfür nicht ausreichen, andere Perspektiven und weitere Informationsquellen dürften notwendig sein, um insbesondere die Situation und das Beziehungsgefüge der Kinder in der Herkunftsfamilie mitzuberücksichtigen. Die sorgfältige Erhebung und Einbeziehung früherer Erfahrungen ist nicht zuletzt deshalb angezeigt, weil im Sinne der Kontinuitätshypothese davon auszugehen ist, dass negative Beziehungserfahrungen auch größere Probleme in der Geschwisterbeziehung wahrscheinlicher machen.

Bei der Erforschung der Qualität von Geschwisterbeziehungen sind auch methodisch angemessene Wege einzuschlagen, hier ist nur eine Methodentriangulation zielführend. Dabei sind grundsätzlich sowohl qualitative wie auch quantitative Elemente vorstellbar. Für die Erfassung von Bindungs-

qualität können beispielsweise Instrumente der Bindungsforschung nützlich sein (siehe zum Beispiel Doherty und Feeney 2004). Außerdem bietet sich neben Interviews die Arbeit mit Soziogrammen an, in denen jedes Familienmitglied die Beziehungsstrukturen aus seiner beziehungsweise ihrer Sicht darstellen kann. Vor allem jedoch wäre zu wünschen, dass auch Beobachtungsstudien auf den Weg gebracht werden, die im Rahmen der ohnehin noch wenig umfangreichen Geschwisterforschung bislang kaum durchgeführt wurden. Die Beobachtung von Geschwistern in SOS-Kinderdörfern könnte zum einen dazu beitragen, objektive Indikatoren beispielsweise für Kooperation und Konfliktverhalten in der Beziehung zwischen den Kindern zu entwickeln. Sie würde zum anderen wertvolle Informationen liefern, die die subjektiven Einschätzungen der Beteiligten ergänzen. Auch komplexere Beobachtungssituationen, die die Interaktion mit der SOS-Kinderdorfmutter, mit anderen Professionellen oder mit Pflegeeltern einbeziehen, wären aufschlussreich. Derartige Untersuchungen wären nicht nur von großem Nutzen für die Einschätzung der Qualität von Geschwisterbeziehungen auf Basis erweiterter Indikatoren, sondern könnten auch einen wertvollen Beitrag zur anwendungsorientierten Grundlagenforschung über Geschwister in der Erziehungshilfe liefern.

## Anmerkungen

Im vorstehenden Text sind die englischen Zitate vom SPI ins Deutsche übersetzt worden. Nachfolgend finden Sie die Originalzitate.

1

„Briefly put, attachment behaviour is conceived as any form of behaviour that results in a person attaining or retaining proximity to some other differentiated and preferred individual, who is usually conceived as stronger and/or wiser.“

2

„Thus, from early childhood, the person who develops in this way has found that the only affectional bond available is one in which he must always be the caregiver and that the only care he can ever receive is the care he gives himself.“

3

„Siblings can promote a secure caretaking environment and/or they can perpetuate an insecure caretaking environment.“

4

„One of the most common maladaptive outcomes [...] is the development of an intensely competitive nature.“

5

„In this vacuum of parental guidance and disturbed nurturance, the children come to need one another for contact. This contact can become sexual, physically abusive, verbally or emotionally humiliating, or primitively comforting to the point of providing both solace and enmeshing dependency.“

6

„However, what a sibling relationship means or can potentially mean to any child in foster care is as diverse as the children who have experienced life care.“

7

„Siblings can provide familiarity, love and comfort to one other. In cases where the sibling relationship is not loving, but nevertheless not abusive, the foster parents and other caregivers can counteract the insecure attachment style within the sibling-set through discipline, re-direction, role modelling and coaching. The siblings in these sibling-sets can then improve their relatedness to one another while in placements that promote secure attachment styles.“

- Abbey, Caroline & Dallos, Rudi (2004).  
The experience of the impact of divorce on sibling relationships. A qualitative study. *Clinical Child Psychology and Psychiatry*, 2, 241–259.
- Abramovitch, Rona, Corter, Carl, Pepler, Debra J. & Stanhope, Linda (1986).  
Sibling and peer interaction. A final follow-up and a comparison. *Child Development*, 1, 217–229.
- Adam-Lauterbach, Dorothee (2007).  
Psychodynamische und psychopathologische Aspekte von Geschwisterbeziehungen. *Forum der Psychoanalyse*, 3, 203–218.
- Adams, V. (1982).  
Geschwister. Die lebenslange Bindung. *Psychologie heute*, 3, 23–29.
- Adler, Alfred (1928).  
Characteristics of the first, second and third child. *Children*, 3, 14–52.
- Adler, Alfred (1973).  
Menschenkenntnis.  
Frankfurt am Main: Fischer.
- Ahrons, Constance R. (2007).  
Family ties after divorce. Long-term implications for children. *Family Process*, 1, 53–65.
- Ahrons, Constance R. & Tanner, Jennifer L. (2003).  
Adult children and their fathers. Relationship changes 20 years after parental divorce. *Family Relations*, 4, 340–351.
- Ainsworth, Mary D. S. (1969).  
Object relations, dependency, and attachment. A theoretical review of the infant-mother relationship. *Child Development*, 4, 969–1025.
- Ainsworth, Mary D. S. (1985).  
Attachments across the life span. *Bulletin of the New York Academy of Medicine*, 9, 792–812.  
Deutsche Fassung:  
Ainsworth, Mary D. S. (2003).  
Bindungen im Verlauf des Lebens.  
In K. E. Grossmann & K. Grossmann (Hrsg.), *Bindung und menschliche Entwicklung*. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie (S. 341–366).  
Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ainsworth, Mary D. S., Blehar, Mary C., Waters, Everett & Wall, Sally (1978).  
Patterns of attachment. A psychological study of the strange situation.  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Ainsworth, Mary D. S. & Eichberg, Carolyn (1991).  
Effects on infant-mother attachment of mother's unresolved loss of an attachment figure, or other traumatic experience.  
In C. M. Parkes, J. Stevenson-Hinde & P. Parris (Eds.), *Attachment across the life cycle* (pp. 160–183).  
London: Tavistock/Routledge.

- Amato, Paul R. (1994).  
The implications of research findings on children in stepfamilies.  
In A. Booth & J. Dunn (Eds.), *Stepfamilies. Who benefits? Who does not?*  
(pp. 81–87).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Anderson, Edward R. (1999).  
Sibling, half sibling, and stepsibling relationships in remarried families.  
In E. M. Hetherington, S. H. Henderson & D. Reiss (Eds.), *Adolescent siblings  
in stepfamilies. Family functioning and adolescent adjustment. Monographs  
of the Society for Research in Child Development. Vol. 4* (pp. 101–126).  
Malden, MA: Blackwell.
- Anderson, Edward R., Lindner, Marjorie S. & Bennion, Layne D. (1992).  
The effects of family relationships on adolescent development during family  
reorganization.  
In E. M. Hetherington, W. G. Clingempeel & W. Glenn (Eds.), *Coping with  
marital transitions. A family systems perspective. Monographs of the  
Society for Research in Child Development. Vol. 2/3* (pp. 178–199).  
Malden, MA: Blackwell.
- Arntzen, Friedrich (1994).  
Elterliche Sorge und Umgang mit Kindern. Ein Grundriß der forensischen  
Familienspsychologie (2., durchgesehene und ergänzte Auflage).  
München: Beck.
- Asai, Tomoko u. a. (2004).  
Mild developmental disability. Psychological effects on siblings. *Japanese  
Journal of Child and Adolescent Psychiatry*, 4, 50–61.
- Asbridge, Mark, Tanner, Julian & Wortley, Scot (2005). Ethno-specific  
patterns of adolescent tobacco use and the mediating role of acculturation,  
peer smoking, and sibling smoking. *Addiction*, 9, 1340–1351.
- Balloff, Rainer (2004).  
Kinder vor dem Familiengericht.  
München: Ernst Reinhardt.
- Bandura, Albert (1979).  
Sozial-kognitive Lerntheorie.  
Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bank, Lew, Burraston, Bert & Snyder, Jim (2004).  
Sibling conflict and ineffective parenting of adolescent boys' antisocial  
behavior and peer difficulties. Additive and interactional effects. *Journal  
of Research on Adolescence*, 1, 99–125.
- Bank, Stephen P. & Kahn, Michael D. (1975).  
Sisterhood-brotherhood is powerful. Sibling subsystems and family therapy.  
*Family Process*, 3, 311–337.
- Bank, Stephen P. & Kahn, Michael D. (1976).  
Sisterhood-brotherhood is powerful. Sibling subsystems and family therapy.  
*Annual Progress in Child Psychiatry & Child Development*, 493–519.

- Bank, Stephen P. & Kahn, Michael D. (1982).  
The sibling bond.  
New York: Basic Books.
- Bank, Stephen P. & Kahn, Michael D. (1997).  
The sibling bond. 15th anniversary edition.  
New York: Basic Books.
- Beelmann, Wolfgang & Schmidt-Denter, Ulrich (1991).  
Kindliches Erleben sozial-emotionaler Beziehungen und Unterstützungssysteme in Ein-Elternteil-Familien. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 180–189.
- Berndt, Thomas J. & Bulleit, Thomas N. (1985).  
Effects of siblings relationships on preschoolers' behavior at home and at school. *Developmental Psychology*, 5, 761–767.
- Bien, Walter, Hartl, Angela & Teubner, Markus (Hrsg.) (2002).  
Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt.  
Opladen: Leske + Budrich.
- Boer, Frits, Goedhart, Arnold W. & Treffers, Philip D. A. (1992).  
Siblings and their parents.  
In F. Boer & J. Dunn (Eds.), *Children's sibling relationships. Developmental and clinical issues* (pp. 41–54).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Boer, Frits & Spiering, Stella M. (1991).  
Siblings in foster care. Success and failure. *Child Psychiatry and Human Development*, 4, 291–300.
- Boll, Thomas, Ferring, Dieter & Filipp, Sigrun-Heide (2001).  
Struktur und Folgen elterlicher Ungleichbehandlung von Geschwistern. Forschungsstand und -desiderate. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 4, 195–203.
- Boll, Thomas, Ferring, Dieter & Filipp, Sigrun-Heide (2003).  
Perceived parental differential treatment in middle adulthood. Curvilinear relations with individuals' experienced relationship quality to sibling and parents. *Journal of Family Psychology*, 4, 472–487.
- Boll, Thomas, Ferring, Dieter & Filipp, Sigrun-Heide (2005).  
Effects of parental differential treatment on relationship quality with siblings and parents. Justice evaluations as mediators. *Social Justice Research*, 2, 155–182.
- Bowlby, John (1969).  
Attachment and loss, Vol. 1: Attachment.  
London: Hogarth Press (deutsche Ausgabe, 1975, Bindung. München: Kindler).
- Bowlby, John (1973).  
Attachment and loss, Vol. 2: Separation. Anxiety and Anger.  
London: Hogarth Press (deutsche Ausgabe, 1976, Trennung. Angst und Zorn. München: Kindler).

- Bowlby, John (1976).  
Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind.  
München: Kindler.
- Bowlby, John (1977).  
The making and breaking of affectional bonds. *British Journal of Psychiatry*, 3, 201–210.
- Bowlby, John (1980).  
Attachment and loss, Vol. 3: Loss, sadness and depression.  
London: Hogarth Press (deutsche Ausgabe, 1983, Verlust. Trauer und Depression. Frankfurt am Main: Fischer).
- Branje, Susan J. T., van Lieshout, Cornelis F. M., van Aken, Marcel A. G. & Haselager, Gerbert J. T. (2004).  
Perceived support in sibling relationships and adolescent adjustment. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 8, 1385–1396.
- Bray, James H. (1999).  
From marriage to remarriage and beyond. Findings from the developmental issues in stepfamilies research project. In E. M. Hetherington (Ed.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective* (pp. 253–272).  
Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Bretherton, Inge (2001).  
Zur Konzeption innerer Arbeitsmodelle in der Bindungstheorie.  
In G. Gloger-Tippelt (Hrsg.), *Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis* (S. 52–74).  
Bern: Hans Huber.
- Bretherton, Inge & Munholland, Kristine A. (1999).  
Internal working models in attachment relationships. A construct revisited. In J. Cassidy & P. R. Shaver (Eds.), *Handbook of attachment. Theory, research, and clinical applications* (pp. 89–111).  
New York: Guilford Press.
- Brody, Elaine M., Hoffman, Christine, Kleban, Morton H. & Schoonover, Claire B. (1989).  
Caregiving daughters and their local siblings. Perception, strains, and interactions. *Gerontologist*, 4, 529–538.
- Brody, Gene H. (1998).  
Sibling relationship quality. Its causes and consequences. *Annual Review Psychology*, 1–24.
- Brody, Gene H., Stoneman, Zolinda & Burke, Michelle (1987).  
Family system and individual child correlates of sibling behavior. *American Journal of Orthopsychiatry*, 4, 561–569.
- Brody, Gene H., Stoneman, Zolinda & McCoy, J. Kelly (1994 a).  
Contributions of family relationships and child temperaments to longitudinal variations in sibling relationship quality and sibling relationship styles. *Journal of Family Psychology*, 3, 274–286.

- Brody, Gene H., Stoneman, Zolinda & McCoy, J. Kelly (1994 b).  
Forecasting sibling relationships in early adolescence from child temperaments and family processes in middle childhood. *Child Development*, 3, 771–784.
- Brodzinsky, David M. & Brodzinsky, Anne B. (1992).  
The impact of family structure on the adjustment of adopted children. *Child Welfare*, 1, 69–76.
- Bryant, Brenda K. (1982).  
Sibling relationship in middle childhood.  
In M. Lamb & B. Sutton-Smith (Eds.), *Sibling relationship. Their nature and significance across the life span*.  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Bryant, Brenda K. (1989).  
The child's perspective of sibling caretaking and its relevance to understanding social-emotional functioning and development.  
In P. G. Zukow (Ed.), *Sibling relationships across cultures. Theoretical and methodological issues* (pp. 143–164).  
New York: Springer.
- Bryant, Brenda K. (1992).  
Sibling caretaking. Providing emotional support during middle childhood.  
In F. Boer & J. Dunn (Eds.), *Children's sibling relationships. Developmental and clinical issues* (pp. 55–69).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Bryant, Brenda K. & Crockenberg, Susan B. (1980).  
Correlates and dimensions of prosocial behavior. A study of female siblings with their mothers. *Child Development*, 2, 529–544.
- Buchanan, Christy M., Maccoby, Eleanor E. & Dornbusch, Sanford M. (1991).  
Caught between parents. Adolescents' experience in divorced homes. *Child Development*, 5, 1008–1029.
- Buchanan, Christy M. & Waizenhofer, Robyn N. (2001).  
The impact of interparental conflict on adolescent children. Considerations of family systems and family structure.  
In A. Booth, A. C. Crouter & M. Clements (Eds.), *Couples in conflict* (pp. 149–160).  
Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Buehler, Charlotte (1939).  
The child and his family.  
London: Harper & Bros.
- Buehler, Cheryl, Krishnakumar, Ambika, Anthony, Christine, Tittsworth, Sharon & Stone, Gaye (1994).  
Hostile inter-parental conflict and youth maladjustment. *Family Relations*, 4, 409–416.
- Buhrmester, Duane & Furman, Wyndol (1990).  
Perceptions of sibling relationships during middle childhood and adolescence. *Child Development*, 5, 1387–1398.

- Bush, Jaqueline E. & Ehrenberg, Marion F. (2003).  
Young persons' perspectives on the influence of family transitions on sibling relationships. A qualitative exploration. *Journal of Divorce & Remarriage*, 3/4, 1–35.
- Butz, Petra & Boehnke, Klaus (1999).  
Problemverhalten im Kontext familiärer Veränderungen durch Trennung und neue Partnerschaft der Eltern.  
In S. Walper & B. Schwarz (Hrsg.), *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien* (S. 171–189).  
Weinheim: Juventa.
- Cassidy, Jude & Shaver, Phillip R. (1999).  
*Handbook of attachment. Theory, research, and clinical applications*.  
New York: Guilford Press.
- Chase-Lansdale, P. Lindsay, Cherlin, Andrew J. & Kiernan, Kathleen E. (1995).  
The long-term effects of parental divorce on the mental health of young adults. A developmental perspective. *Child Development*, 6, 1614–1634.
- Cicirelli, Viktor G. (1975).  
Effects of mother and older sibling on the problem-solving behavior of the younger child. *Developmental Psychology*, 6, 749–756.
- Cicirelli, Viktor G. (1976).  
Mother-child and sibling-sibling interactions on a problem-solving task. *Child Development*, 588–596.
- Cicirelli, Viktor G. (1989).  
Feelings of attachment to siblings and well-being in later life. *Psychology and Aging*, 2, 211–216.
- Cicirelli, Viktor G. (1995).  
*Sibling relationships across the life span*.  
New York: Plenum Press.
- Cierpka, Manfred (2001).  
Geschwisterbeziehungen aus familientherapeutischer Perspektive – Unterstützung, Bindung, Rivalität und Neid. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 6, 440–453.
- Conger, Katherine J. & Conger, Rand D. (1994).  
Differential parenting and change in sibling differences in delinquency. *Journal of Family Psychology*, 8, 287–302.
- Crouter, Ann C. & Booth, Alan (Eds.) (2003).  
*Children's influence on family dynamics. The neglected side of family relationships*.  
Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Cummings, E. Mark & Davies, Patrick T. (1994).  
*Children and marital conflict. The impact of family dispute and resolution*.  
New York: Guilford Press.

- Cummings, E. Mark & Schermerhorn, Alice C. (2003).  
A developmental perspective on children as agents in the family.  
In L. Kuczynski (Ed.), *Handbook of dynamics in parent-child relations*  
(pp. 91–108).  
Thousand Oaks, CA: Sage Publications.
- Cummings, E. Mark & Smith, Donna (1989).  
The impact of anger between adults on siblings' emotions and social  
behavior. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 8, 1425–1433.
- Cuskelly, Monica & Gunn, Pat (2006).  
Adjustment of children who have a sibling with down syndrome. Perspectives  
of mothers, fathers and children. *Journal of Intellectual Disability  
Research*, 12, 917–925.
- Davies, Patrick T. u. a. (2002).  
Child emotional security and interparental conflict. *Monographs of the  
Society for Research in Child Development*. Vol. 3.  
Boston, MA: Blackwell.
- Dettenborn, Harry & Walter, Eginhard (2002).  
*Familienrechtspsychologie*.  
München: Ernst Reinhardt.
- Doherty, Nicole A. & Feeney, Judith A. (2004).  
The composition of attachment networks throughout the adult years.  
*Personal Relationships*, 4, 469–488.
- Drapeau, Sylvie, Simard, Marie, Beaudry, Madeleine & Charbonneau, Cecile  
(2000).  
Siblings in family transitions. *Family Relations*, 1, 77–85.
- Dunn, Judy (1983).  
Sibling relationships in early childhood. *Child Development*, 4, 787–811.
- Dunn, Judy (1988).  
Relations among relationships.  
In S. W. Duck (Ed.), *Handbook of personal relationships. Theory, research,  
and interventions* (pp. 193–210).  
Chichester: John Wiley & Sons.
- Dunn, Judy (1989).  
Annotation: Sibling influences on childhood development.  
In S. Chess, A. Thomas & M. E. Hertzog (Eds.), *Annual progress in child  
psychiatry and child development* (pp. 46–57).  
Philadelphia, PA: Brunner/Mazel.
- Dunn, Judy (1992).  
Sisters and brothers. Current issues in developmental research.  
In F. Boer & J. Dunn (Eds.), *Children's sibling relationships* (pp. 1–17).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Dunn, Judy, Brown, Jane R. & Beardsall, Lynn (1991).  
Family talk about feeling states and children's later understanding of  
others' emotions. *Developmental Psychology*, 3, 448–455.

- Dunn, Judy & Kendrick, Carol (1982).  
Siblings and their mothers. Developing relationships within the family.  
In M. Lamb & B. Sutton-Smith (Eds.), *Sibling Relationships. Their nature and significance across the lifespan* (pp. 39–60).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Dunn, Judy & McGuire, Shirley (1994).  
Young children's nonshared experiences. A summary of studies in Cambridge and Colorado.  
In E. M. Hetherington, D. Reiss & R. Plomin (Eds.), *Separate social worlds of siblings. The impact of nonshared environment on development* (pp. 111–128).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Dunn, Judy & Munn, Penny (1985).  
Becoming a family member. Family conflict and the development of social understanding in the second year. *Child Development*, 2, 480–492.
- Dunn, Judy & Munn, Penny (1986).  
Siblings and the development of prosocial behaviour. *International Journal of Behavioral Development*, 3, 265–284.
- Dunn, Judy & Plomin, Robert (1990).  
Separate lives. Why siblings are so different.  
New York: Basic Books.
- East, Patricia L. & Jacobson, Leanne J. (2003).  
Mothers' differential treatment of their adolescent childbearing and non-childbearing children. Contrasts between and within families. *Journal of Family Psychology*, 3, 384–396.
- Erel, Osnat & Burman, Bonnie (1995).  
Interrelatedness of marital relations and parent-child-relations. A meta-analytic review. *Psychological Bulletin*, 1, 108–132.
- Erikson, Erik H. (1968).  
Identity, youth, and crisis.  
New York: Norton.
- Ernst, Cécile & Angst, Jules (1983).  
Birth order. Its influence on personality.  
Berlin: Springer.
- Fabian, Egon (2004).  
Gruppendynamische Aspekte der Geschwisterrivalität. *Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik*, 1, 65–84.
- Ferring, Dieter, Boll, Thomas & Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.) (2001).  
Elterliche Ungleichbehandlung und elterliche Bevorzugung in Kindheit und Jugend.  
In W. E. Fthenakis & M. R. Textor (Hrsg.), *Das Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP)*.  
<http://www.familienhandbuch.de/cms/Familienforschung-Ungleichbehandlung.pdf> (21.8.2008).

- Ferring, Dieter, Boll, Thomas & Filipp, Sigrun-Heide (2003).  
Elterliche Ungleichbehandlung in Kindheit und Jugend aus der Perspektive des mittleren Erwachsenenalters. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 2, 83–97.
- Fincham, Frank D. (1998).  
Child development and marital relations. *Child Development*, 2, 543–574.
- Fremmer-Bombik, Elisabeth (1995).  
Innere Arbeitsmodelle von Bindung.  
In G. Spangler & P. Zimmermann (Hrsg.), *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung* (S. 109–119).  
Stuttgart: Klett-Cotta.
- Freud, Anna & Burlingham, Dorothy T. (1944).  
Infants without families. The case for and against residential nurseries.  
New York: International University Press.
- Frick, Jürg (2004).  
Ich mag dich – du nervst mich! Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben.  
Bern: Hans Huber.
- Furman, Wyndol & Buhrmester, Duane (1985).  
Children's perception of the qualities of sibling relationships. *Child Development*, 2, 448–461.
- Furman, Wyndol & Giberson, Ronita S. (1995).  
Identifying the links between parents and their children's sibling relationships.  
In S. Shulman (Ed.), *Close relationships and socioemotional development* (pp. 95–107).  
Norwood, NJ: Ablex Publishing.
- Ganong, Lawrence H. & Coleman, Marilyn (1993).  
A meta-analytic comparison of the self-esteem and behavior problems of stepchildren to children in other family structures. *Journal of Divorce & Remarriage*, 3/4, 143–163.
- Gardner, Helen (2004).  
Perceptions of family. Complexities introduced by foster care. Part 2: Adulthood perspectives. *Journal of Family Studies*, 2, 188–203.
- Gass, Krista, Jenkins, Jennifer & Dunn, Judy F. (2007).  
Are sibling relationships protective? A longitudinal study. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 2, 167–175.
- Gee, Christina B., Nicholson, Melba J., Osborne, Lori N. & Rhodes, Jean E. (2003).  
Support and strain in pregnant and parenting adolescent's sibling relationship. *Journal of Adolescent Research*, 1, 25–34.
- Gerhardt, Peter, Heintschel-Heinegg, Bernd von & Klein, Michael (Hrsg.) (2008).  
*Handbuch des Fachanwalts Familienrecht* (6., vollständig überarbeitete Auflage).  
Köln: Wolters Kluwer Deutschland.

- Geser, Willi (2001).  
Geschwisterbeziehungen junger Erwachsener aus Scheidungsfamilien.  
Zeitschrift für Familienforschung, 1, 23–41.
- Giallo, Rebecca & Gavidia-Payne, Susana (2006).  
Child, parent and family factors as predictors of adjustment for siblings of children with a disability. *Journal of Intellectual Disability Research*, 12, 937–948.
- Gold, Deborah T. (1989).  
Sibling relationships in old age. A typology. *International Journal of Aging*, 1, 37–51.
- Graf, Johanna & Walper, Sabine (2002).  
Entwicklungsverläufe der Beziehung zwischen Kindern und ihren Stiefvätern.  
Vortrag auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Berlin.
- Greenbaum, Marvin (1965).  
Joint sibling interviews as a diagnostic procedure. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 3/4, 227–232.
- Grossmann, Karin & Grossmann, Klaus E. (2004).  
Bindungen. Das Gefüge psychischer Sicherheit.  
Stuttgart: Klett-Cotta.
- Grych, John H. & Fincham, Frank D. (1990).  
Marital conflict and children's adjustment. A cognitive-contextual framework. *Psychological Bulletin*, 2, 267–290.
- Hallie, Frank (2007).  
Young adults' relationship with parents and siblings. The role of marital status, conflict and post-divorce predictors. *Journal of Divorce & Remarriage*, 3/4, 105–124.
- Hartup, Willard W. (1979).  
The social worlds of childhood. *American Psychologist*, 10, 944–950.
- Hartup, Willard W. (1980).  
Family relations and peer relations. Two social worlds.  
In M. Rutter (Ed.), *Scientific foundations of developmental psychiatry* (pp. 280–292).  
London: Heinemann.
- Hastings, Richard P. (2007).  
Longitudinal relationships between sibling behavioral adjustment and behavior problems of children with developmental disabilities. *Journal of Autism and Developmental Disorders*, 8, 1485–1492.
- Hawthorne, Bruce (2000).  
Split custody as a viable post-divorce option. *Journal of Divorce & Remarriage*, 3/4, 1–19.

- Hazan, Cindy, Campa, Mary & Gur-Yaish, Nurit (2006).  
What is adult attachment?  
In M. Mikulincer & G. S. Goodman (Eds.), *Dynamics of romantic love. Attachment, caregiving, and sex* (pp. 47–70).  
New York: Guilford Press.
- Hazan, Cindy & Zeifman, Debra (1994).  
Sex and the psychological tether.  
In K. Bartholomew & D. Perlman (Eds.), *Advances in personal relationships. Vol. 5: Attachment processes in adulthood* (pp. 17–52).  
London: Kingsley.
- Hegar, Rebecca L. (2005).  
Sibling placement in foster care and adoption. An overview of international research. *Children and Youth Services Review*, 7, 717–739.
- Henderson, Sandra H. & Taylor, Lorraine C. (1999).  
Parent-adolescent relationships in nonstep-, simple step-, and complex stepfamilies.  
In E. M. Hetherington, S. H. Henderson & D. Reiss (Eds.), *Adolescent sibling in stepfamilies. Family functioning and adolescent adjustment. Monographs of the Society for Research in Child Development. Vol. 4* (pp. 79–100).  
Malden, MA: Blackwell.
- Herrera, Carla & Dunn, Judy (1997).  
Early experiences with family conflict. Implications for arguments with a close friend. *Developmental Psychology*, 5, 869–881.
- Herrick, Mary A. & Piccus, Wendy (2005).  
Sibling connections. The importance of nurturing sibling bonds in the foster care system. *Children and Youth Services Review*, 7, 845–861.
- Hetherington, E. Mavis (1987).  
Family relations six years after divorce.  
In K. Pasley & V. Ihinger-Tallman (Eds.), *Remarriage and stepparenting. Current research and theory* (pp. 185–205).  
New York: Guilford Press.
- Hetherington, E. Mavis (1988).  
Parents, children, and siblings. Six years after divorce.  
In R. A. Hinde & J. Stevenson-Hinde (Eds.), *Relationships within families. Mutual influences*. (pp. 311–331).  
Oxford: Clarendon Press.
- Hetherington, E. Mavis (1989).  
Coping with family transitions. Winners, losers, and survivors. *Child Development*, 1, 1–14.
- Hetherington, E. Mavis (1999).  
Family functioning and the adjustment of adolescent siblings in diverse types of family.  
In E. M. Hetherington, S. H. Henderson & D. Reiss (Eds.), *Adolescent sibling in stepfamilies. Family functioning and adolescent adjustment. Monographs of the Society for Research in Child Development. Vol. 4* (pp. 1–25).  
Malden, MA: Blackwell.

- Hetherington, E. Mavis & Clingempeel, W. Glenn (Eds.) (1992).  
Coping with marital transitions. A family systems perspective. Monographs of the Society for Research in Child Development. Vol. 2/3.  
Malden, MA: Blackwell.
- Hetherington, E. Mavis, Henderson, Sandra H. & Reiss, David (Eds.) (1999).  
Adolescent sibling in stepfamilies. Family functioning and adolescent adjustment. Monographs of the Society for Research in Child Development. Vol. 4.  
Malden, MA: Blackwell.
- Hetherington, E. Mavis & Jodl, Kathleen M. (1994).  
Stepfamilies as settings for child development.  
In A. Booth & J. Dunn (Eds.), *Stepfamilies. Who benefits? Who does not?* (pp. 55–79).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Hinde, Robert A. & Stevenson-Hinde, Joan (1988).  
Relationships within families. Mutual influences.  
New York: Oxford University Press.
- Hofer, Manfred, Wild, Elke & Noack, Peter (Hrsg.) (2002).  
Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage).  
Göttingen: Hogrefe.
- Holloway, Joy S. (1997).  
Outcomes in placements for adoption or long term fostering. *Archives of Disease in Childhood*, 3, 227–230.
- Howe, Nina, Aquan-Assee, Jasmin, Bukowski, William M., Lehoux, Pascale M. & Rinaldi, Christina M. (2001).  
Siblings as confidants. Emotional understanding, relationship warmth, and sibling self-disclosure. *Social Development*, 4, 439–454.
- Howe, Nina & Rinaldi, Christina M. (2004).  
,You be the big sister': Maternal-preschooler internal state discourse, perspective-taking, and sibling caretaking. *Infant and Child Development*, 3, 217–234.
- Howes, Carollee, Roding, Carol, Galluzzo, Darlene C. & Myers, Lisabeth (1988).  
Attachment and child care. Relationships with mother and caregiver. *Early Childhood Research Quarterly*, 4, 403–416.
- Jenkins, Jennifer (1992).  
Sibling relationships in disharmonious homes. Potential difficulties and protective effects.  
In F. Boer & J. Dunn (Eds.), *Children's sibling relationships. Developmental and clinical issues* (pp. 125–138).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Jenkins, Jennifer, Simpson, Anna, Dunn, Judy, Rasbash, Jon & O'Connor, Thomas G. (2005).  
Mutual influence of marital and children's behavior problems. Shared and nonshared family risks. *Child Development*, 1, 24–39.

- Jurkovic, Gregory J. (1997).  
Lost childhoods. The plight of the parentified child.  
New York: Brunner-Routledge.
- Kaiser, Peter (2005).  
Schwestern im familiären Systemkontext.  
In C. Onnen-Isemann & G. M. Rösch (Hrsg.), *Schwestern. Zur Dynamik einer lebenslangen Beziehung* (S.65–88).  
Frankfurt am Main: Campus.
- Kaplan, Lori, Ade-Ridder, Linda & Hennon, Charles B. (1991).  
Issues of split custody. Siblings separated by divorce. *Journal of Divorce & Remarriage*, 3/4, 253–274.
- Kaplan, Lori, Hennon, Charles B. & Ade-Ridder, Linda (1993).  
Splitting custody of children between parents. Impact on the sibling system.  
*Families in Society*, 3, 131–144.
- Karle, Michael (2004).  
Geschwister in Trennungsfamilien. *Praxis der Rechtspsychologie*, 1,  
190–207.
- Karle, Michael, Müller, Tobias, Kleefeld, Hartmut & Klosinski, Gunther (2000).  
Geschwisterbeziehungen in Sorgerechtsverfahren.  
In G. Klosinski (Hrsg.), *Verschwistert mit Leib und Seele. Geschwisterbeziehungen gestern, heute, morgen* (S.209–219).  
Tübingen: Attempto.
- Kasten, Hartmut (1993 a).  
Die Geschwisterbeziehung. Band 1.  
Göttingen: Hogrefe.
- Kasten, Hartmut (1993 b).  
Die Geschwisterbeziehung. Band 2.  
Göttingen: Hogrefe.
- Kasten, Hartmut (1995).  
Einzelkinder. Aufwachsen ohne Geschwister.  
Berlin: Springer.
- Kasten, Hartmut (1998).  
Geschwisterbeziehungen im Lebenslauf.  
In M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema* (S.147–163).  
Stuttgart: Enke.
- Kasten, Hartmut (2003).  
Geschwister. Vorbilder, Rivalen und Vertraute (5. Auflage).  
München: Ernst Reinhardt.
- Kasten, Hartmut (2007).  
Einzelkinder und ihre Familien.  
Göttingen: Hogrefe.

- Kasten, Hartmut, Kunze, Hans-Rainer & Mühlfeld, Claus (2001).  
Pflege- und Adoptivkinder in Heimen.  
Bamberg: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg.
- Kempton, Tracy, Armistead, Lisa, Wierson, Michelle & Forehand, Rex (1991).  
Presence of a sibling as a potential buffer following parental divorce. An examination of young adolescents. *Journal of Clinical Child Psychology*, 4, 434–438.
- Kidwell, Jeannie S. (1982).  
The neglected birth order. Middleborns. *Journal of Marriage and the Family*, 1, 225–235.
- Kim, Ji-Yeon, McHale, Susan M., Crouter, Ann C. & Osgood, D. Wayne (2007).  
Longitudinal linkages between sibling relationships and adjustment from middle childhood through adolescence. *Developmental Psychology*, 4, 960–973.
- Klagsbrun, Francine (1997).  
Der Geschwisterkomplex. Liebe und Haß, Rivalität und Zusammenhalt – ein Leben lang.  
München: Wilhelm Heyne.
- Klein, Thomas (1990).  
Wiederheirat nach Scheidung in der Bundesrepublik. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1, 60–80.
- Koch, Helen L. (1960).  
The relation of certain formal attributes of siblings to attitudes held toward each other and toward their parents. *Monographs of the Society for Research in Child Development*, 25, 1–124.
- König, Karl (1974).  
Brüder und Schwestern. Geburtenfolge als Schicksal (4. Auflage).  
Stuttgart: Ehrenfried Klotz.
- Kosonen, Marjut (1994).  
Sibling relationships for children in care system. *Adoption and Fostering*, 3, 18–35.
- Kowal, Amanda K. & Kramer, Laurie (1997).  
Children's understanding of parental differential treatment. *Child Development*, 1, 113–126.
- Kowal, Amanda K., Krull, Jennifer L. & Kramer, Laurie (2004).  
How the differential treatment of siblings is linked with parent-child relationship quality. *Journal of Family Psychology*, 4, 658–665.
- Kowal, Amanda K., Krull, Jennifer L. & Kramer, Laurie (2006).  
Shared understanding of parental differential treatment in families. *Social Development*, 2, 276–295.

Kreppner, Kurt & Lerner, Richard M. (1989).  
Family systems and life-span development. Issues and perspectives.  
In K. Kreppner & R. M. Lerner (Eds.), *Family systems and life-span development* (pp. 1–13).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

Kreppner, Kurt, Paulsen, Sybille & Schütze, Yvonne (1981).  
Familiale Dynamik und sozialisatorische Interaktion nach der Geburt des zweiten Kindes. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 2, 291–297.

Krishnakumar, Ambika & Buehler, Cheryl (2000).  
Interparental conflict and parenting behaviors. A meta-analytic review. *Family Relations*, 1, 25–44.

Kurdek, Lawrence A. & Fine, Mark A. (1995).  
Mothers, fathers, stepfathers, and stepsiblings as providers. *Journal of Family Psychology*, 1, 95–99.

Labay, Larissa E. & Walco, Gary A. (2004).  
Brief report: Empathy and psychological adjustment in siblings of children with cancer. *Journal of Pediatric Psychology*, 4, 309–314.

Lamb, Michael E. & Sutton-Smith, Brian (1982).  
Sibling relationships. Their nature and significance across the lifespan. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

Lawson, Annette & Ingleby, David (1974).  
Daily routines of pre-school children. Effects of age, birth order, sex and social class, and developmental correlates. *Psychological Medicine*, 4, 399–415.

Leathers, Sonja J. (2005).  
Separation from siblings. Associations with placement adaption and outcomes among adolescents in long-term foster care. *Children and Youth Services Review*, 7, 793–819.

Lederle von Eckardstein, Osterhold, Niesel, Renate, Salzgeber, Joseph & Schönfeld, Uwe (1999).  
Eltern bleiben Eltern. Hilfen für Kinder bei Trennung und Scheidung. München: Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung e.V.

Levy, David M. (1937).  
Studies in sibling rivalry.  
New York: American Orthopsychiatric Association.

Levy-Wasser, Nitza & Katz, Shlomo (2004).  
The relationship between attachment style, birth order and adjustment in children who grow up with a sibling with mental retardation. *British Journal of Developmental Disabilities*, 89–98.

Ley, Katharina (2007).  
Geschwister – Neid als Entwicklungschance.  
Vortrag im Rahmen der 57. Lindauer Psychotherapiewochen 2007.  
[http://www.lptw.de/archiv/vortrag/2007/ley\\_katharina.pdf](http://www.lptw.de/archiv/vortrag/2007/ley_katharina.pdf) (4.9.2008).

- Lobato, Debra J., Kao, Barbara T. & Plante, Wendy (2005). Latino sibling knowledge and adjustment to chronic disability. *Journal of Family Psychology*, 4, 625–632.
- Lüscher, Berit (1997). *Die Rolle der Geschwister. Chancen und Risiken ihrer Beziehung.* Berlin: Edition Marhold.
- Lüscher, Kurt & Liegle, Ludwig (2003). *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft.* Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Lytton, Hugh & Romney, David M. (1991). Parents' differential socialization of boys and girls. A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 2, 267–296.
- Maccoby, Eleanor E. (1998). *The two sexes. Growing up apart, coming together (family and public policy).* Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press.
- Maccoby, Eleanor E. & Mnookin, Robert H. (1992). *Dividing the child. Social and legal dilemmas of custody.* Cambridge, MA: Harvard University Press.
- MacKinnon, Carol E. (1989 a). An observational investigation of sibling interactions in married and divorced families. *Developmental Psychology*, 1, 36–44.
- MacKinnon, Carol E. (1989 b). Sibling interactions in married and divorced families. Influences of ordinal position, socioeconomic status, and play context. *Journal of Divorce*, 2/3, 221–234.
- Main, Mary (1990). Cross-cultural studies of attachment organization. Recent studies, changing methodologies, and the concept of conditional strategies. *Human Development*, 1, 48–61.
- Main, Mary & Solomon, Judith (1986). Discovery of an insecure-disorganized/disoriented attachment pattern. In T. B. Brazelton & M. W. Yogman (Eds.), *Affective development in infancy* (pp. 95–124). Norwood, NJ: Ablex Publishing.
- Martin, Jacqueline L. & Ross, Hildy S. (2005). Sibling aggression. Sex differences and parents' reactions. *International Journal of Behavioral Development*, 2, 129–138.
- Masche, J. Gowert (2003). *Geschwisterbeziehungen und ihre Bedeutung für die Eltern-Kind-Beziehung während einer Statustransition im Jugendalter.* In H. Reinders & E. Wild (Hrsg.), *Jugendzeit – Time out? . Zur Ausgestaltung des Jugendalters als Moratorium* (S. 113–135). Opladen: Leske + Budrich.

- McGuire, Shirley, McHale, Susan M. & Updegraff, Kimberley A. (1996). Children's perceptions of the sibling relationship in middle childhood. *Connections within and between family relationships*, 3, 229–239.
- McHale, Susan M., Updegraff, Kimberly A., Shanahan, Lilly, Crouter, Ann C. & Killoren, Sarah E. (2005). Siblings differential treatment in Mexican-American families. *Journal of Marriage and Family*, 5, 1259–1274.
- McMahon, Thomas J. & Luthar, Suniya S. (2007). Defining characteristics and potential consequences of caretaking burden among children living in urban poverty. *American Journal of Orthopsychiatry*, 2, 267–281.
- Mikulincer, Mario (2006). Attachment, caregiving, and sex within romantic relationships. A behavioral systems perspective. In M. Mikulincer & G. S. Goodman (Eds.), *Dynamics of romantic love*. Attachment, caregiving, and sex (pp. 23–46). New York: Guilford Press.
- Milevsky, Avidan (2004). Perceived parental marital satisfaction and divorce. Effects on sibling relations in emerging adults. *Journal of Divorce & Remarriage*, 1/2, 115–128.
- Milevsky, Avidan (2005). Compensatory patterns of sibling support in emerging adulthood. Variations in loneliness, self-esteem, depression. *Journal of Social and Personal Relationships*, 6, 743–755.
- Milevsky, Avidan & Levitt, Mary J. (2005). Sibling support in early adolescence. Buffering and compensation across relationships. *European Journal of Developmental Psychology*, 3, 299–320.
- Miller, Norman & Maruyama, Geoffrey (1976). Ordinal position and peer popularity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 2, 123–131.
- Minuchin, Salvador (1977). *Familie und Familientherapie*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Modry-Mandell, Kerri L., Gamble, Wendy C. & Taylor, Angela R. (2007). Family emotional climate and sibling relationship quality. Influences on behavioral problems and adaptation in pre-school-aged children. *Journal of Child and Family Studies*, 1, 61–73.
- Mosatche, Harriet S., Brady, Eileen M. & Noberini, Mary R. (1983). A retrospective lifespan study of the closest sibling relationship. *Journal of Psychology: Interdisciplinary and Applied*, 2237–2242.
- Moser, Casey J., Jones, Rebecca A., Zaorski, Donna M., Mirsalimi, Hamid & Luchner, Andrew F. (2005). The impact of the sibling in clinical practice. Transference and counter-transference dynamics. *Psychotherapy: Theory, Research, Practice, Training*, 3, 267–278.

- Nienstedt, Monika & Westermann, Arnim (2007).  
Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen.  
Stuttgart: Klett-Cotta.
- Nissen, Gerhardt (2002).  
Seelische Störungen bei Kindern und Jugendlichen. Alters- und entwicklungsabhängige Symptomatik und ihre Behandlung.  
Stuttgart: Klett-Cotta.
- Noller, Patricia (2005).  
Sibling relationships in adolescence. Learning and growing together. *Personal Relationships*, 1, 1–22.
- Oberlandesgericht Bamberg (1998).  
Beschluss vom 12. 6. 1997 – UF 93/96.  
*Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 8, 498–499.
- Oberlandesgericht Brandenburg (2003).  
Beschluss vom 30. 4. 2003 – 10 UF 5/03.  
*Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 24, 1953–1955.
- Oberlandesgericht Dresden (2003).  
Beschluss vom 15. 10. 2002 – 10 UF 433/02.  
*Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 19, 1489–1490.
- Oberlandesgericht Frankfurt (1994).  
Beschluss vom 2. 12. 1993 – 6 UF 105/93.  
*Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 14, 920–921.
- Oberlandesgericht Hamm (1999).  
Beschluss vom 2. 9. 1998 – 6 UF 693/97.  
*Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 5, 320–321.
- Oberlandesgericht Zweibrücken (2001).  
Beschluss vom 17. 8. 2000 – 5 UF 66/99.  
*Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 3, 184–185.
- Oliva, Alfredo & Arranz, Enrique (2005).  
Sibling relationships during adolescence. *European Journal of Developmental Psychology*, 3, 253–270.
- Orsmond, Gael I. & Seltzer, Marsha M. (2007).  
Siblings of individuals with autism spectrum disorders across the life course. *Mental Retardation and Developmental Disabilities Research Reviews*, 4, 313–320.
- Palandt, Otto, Bassenge, Peter & Brudermüller, Gerd (2007).  
Bürgerliches Gesetzbuch (BGB), Kommentar (66., neubearbeitete Auflage).  
München: Beck.
- Parens, Henri (1988).  
Siblings in early childhood. Some direct observational findings. *Psychoanalytic Inquiry*, 8, 31–50.

- Pepler, Debra J., Abramovitch, Rona & Corter, Carl (1981).  
Sibling interaction in the home. A longitudinal study. *Child Development*, 4,  
1344–1347.
- Petri, Horst (2006).  
Geschwister – Liebe und Rivalität. Die längste Beziehung unseres Lebens.  
Stuttgart: Kreuz.
- Pflegekinder-Aktion Schweiz (2003).  
Geschwister. Zusammen oder getrennt platzieren? Netz, 2.
- Pike, Alison, Coldwell, Joanne & Dunn, Judith F. (2005).  
Sibling relationships in early/middle childhood. Links with individual  
adjustment. *Journal of Family Psychology*, 4, 523–532.
- Proksch, Roland (2002).  
Rechtstatsächliche Untersuchung zur Reform des Kindschaftsrechts.  
Begleitforschung zur Umsetzung des Kindschaftsrechtsreformgesetzes.  
Köln: Bundesanzeiger Verlagsgesellschaft.
- Pulakos, Joan (1989).  
Young adult relationships. Siblings and friends. *Journal of Psychology*, 3,  
237–244.
- Rauer, Amy J. & Volling, Brenda L. (2007).  
Differential parenting and sibling jealousy. Developmental correlates of  
young adults' romantic relationships. *Personal Relationships*, 4, 495–511.
- Reese-Weber, Marla & Kahn, Jeffrey H. (2005).  
Familial predictors of sibling and romantic-partner conflict resolution.  
Comparing late adolescents from intact and divorced families. *Journal of  
Adolescence*, 4, 479–493.
- Richmond, Melissa K., Stocker, Clare M. & Rienks, Shauna L. (2005).  
Longitudinal associations between sibling relationship quality, parental  
differential treatment, and children's adjustment. *Journal of Family Psy-  
chology*, 4, 550–559.
- Rodgers, Joseph L. & Rowe, David C. (1988).  
Influence of siblings on adolescent sexual behavior. *Developmental Psy-  
chology*, 5, 722.
- Roe, Amy, Bridges, Laura, Dunn, Judy & O'Connor, Thomas G. (2006).  
Young children's representations of their families. A longitudinal follow-up  
study of family drawings by children living in different family settings.  
*International Journal of Behavioral Development*, 6, 529–536.
- Rosenthal, James A., Schmidt, Dolores M. & Conner, Jane (1988).  
Predictors of special needs adoption disruption. An exploratory study.  
*Children and Youth Services Review*, 2, 101–117.
- Ross, Helgola G. & Milgram, Joel I. (1982).  
Important variables in adult sibling relationships. A qualitative study.  
In M. E. Lamb & B. Sutton-Smith (Eds.), *Sibling relationships. Their nature  
and significance across the lifespan* (pp. 225–249).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.

- Ross, Penelope & Cuskelly, Monica (2006).  
Adjustment, siblings problems and coping strategies of brothers and sisters of children with autistic spectrum disorder. *Journal of Intellectual and Developmental Disability*, 2, 77–86.
- Rufo, Marcel (2004).  
Geschwisterliebe – Geschwisterhass. Die prägendste Beziehung unserer Kindheit.  
München: Piper.
- Rushton, Alan, Dance, Cheryl, Quinton, David & Mayes, Deborah (2001).  
Siblings in late permanent placements.  
London: British Agencies for Adoption and Fostering.
- Salisch, Maria von (1993).  
Kind-Kind-Beziehungen. Symmetrie und Asymmetrie unter Peers, Freunden und Geschwistern.  
In A. E. Auhagen & M. von Salisch (Hrsg.), *Zwischenmenschliche Beziehungen* (S. 59–78).  
Göttingen: Hogrefe.
- Salzgeber, Joseph (2005).  
Familienpsychologische Gutachten. Rechtliche Vorgaben und sachverständiges Vorgehen (4., überarbeitete und erweiterte Auflage).  
München: Beck.
- Schachter, Frances F. (1982).  
Sibling deidentification and split-parent identification. A family tetrad.  
In M. Lamb & B. Sutton-Smith (Eds.), *Sibling relationships. Their nature and significance across the lifespan* (pp. 123–165).  
Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Schlippe, Arist von (1995).  
Familientherapie im Überblick. Basiskonzepte, Formen, Anwendungsmöglichkeiten.  
Paderborn: Junfermann.
- Schmid, Christine (1997).  
Geschwister und die Entwicklung soziomoralischen Verstehens. Der Einfluß von Altersabstand und Geschlecht jüngerer und älterer Geschwister im Entwicklungsverlauf.  
Berlin: Max-Planck-Institut für Bindungsforschung.
- Schmid, Christine & Keller, Monika (1998).  
Der Einfluss von Geschwistern auf die kognitive und sozio-moralische Entwicklung während der mittleren Kindheit und frühen Adoleszenz. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 3, 101–110.
- Schmidt-Denter, Ulrich (1984).  
Die soziale Umwelt des Kindes. Eine ökopsychologische Analyse.  
Berlin: Springer.

Schmidt-Denter, Ulrich & Beelmann, Wolfgang (1995).  
Familiäre Beziehungen nach Trennung und Scheidung. Veränderungsprozesse bei Müttern, Vätern und Kindern. 2 Bände.  
Unveröffentlichter Forschungsbericht der Universität Köln an die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Schmidt-Denter, Ulrich & Spangler, Gottfried (2005).  
Entwicklung von Beziehungen und Bindungen.  
In J. B. Asendorpf (Hrsg.), Soziale, emotionale und Persönlichkeitsentwicklung (S. 425–523).  
Göttingen: Hogrefe.

Schneewind, Klaus A. (1999 a).  
Familienpsychologie (2., überarbeitete Auflage).  
Stuttgart: Kohlhammer.

Schneewind, Klaus A. (1999 b).  
Familientheorien – Annäherungen an die Ordnung familiärer Wirklichkeiten.  
In K. A. Schneewind (Hrsg.), Familienpsychologie (2., überarbeitete Auflage) (S. 77–118).  
Stuttgart: Kohlhammer.

Schneewind, Klaus A. & Ruppert, Stefan (1995).  
Familien gestern und heute. Ein Generationenvergleich über 16 Jahre.  
München: Quintessenz.

Schütze, Yvonne (1986).  
Der Verlauf der Geschwisterbeziehung während der ersten beiden Jahre.  
Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 130–137.

Schwab, Dieter (1995).  
Familienrecht (8., neubearbeitete Auflage).  
München: Beck.

Shanahan, Lilly, McHale, Susan M., Crouter, Ann C. & Osgood, D. Wayne (2007).  
Warmth with mothers and fathers from middle childhood to late adolescence. Within- and between-families comparisons. *Developmental Psychology*, 3, 551–563.

Shanahan, Lilly, McHale, Susan M., Osgood, D. Wayne & Crouter, Ann C. (2007).  
Conflict frequency with mothers and fathers from middle childhood to late adolescence. Within- and between-families comparisons. *Developmental Psychology*, 3, 539–550.

Sheehan, Grania, Darlington, Yvonne, Noller, Patricia & Feeney, Judith (2004).  
Children's perceptions of their sibling relationships during parental separation and divorce. *Journal of Divorce & Remarriage*, 1/2, 69–94.

Shlonsky, Aron (2005).  
Special Issue: Siblings placement in foster care and adoption. *Children and Youth Services Review*, 7, 693–861.

- Skopp, Nancy A., McDonald, Renee, Manke, Beth & Jouriles, Ernest N. (2005).  
Siblings in domestically violent families. Experiences of interparent conflict and adjustment problems. *Journal of Family Psychology*, 2, 324–333.
- Smith, Maureen C. (1995).  
A preliminary description of nonschool-based friendship in young high-risk children. *Child Abuse and Neglect*, 12, 1497–1511.
- Smith, Maureen C. (1996).  
An exploratory survey of foster mother and caseworker attitudes about sibling placement. *Child Welfare*, 4, 257–270.
- Smith, Maureen C. (1998).  
Sibling placement in foster care. An exploration of associated concurrent preschool-aged child functioning. *Children and Youth Services Review*, 5, 389–412.
- Snyder, Jim, Bank, Lew & Burraston, Bert (2005).  
The consequences of antisocial behavior in older male siblings for younger brothers and sisters. *Journal of Family Psychology*, 4, 643–653.
- Sohni, Hans (2004).  
Geschwisterbeziehungen in Familien, Gruppen und in der Familientherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- SOS-Kinderdorf Ammersee (2005).  
SOS-Kinderdorf Ammersee. Kinderdorffamilien. Konzeption. Dießen: Eigenverlag.
- Spangenberg, Brigitte & Spangenberg, Ernst (2002).  
Geschwisterbindung und Kindeswohl. *Zeitschrift für das gesamte Familienrecht*, 15, 1007–1010.
- Staff, Ilene & Fein, Edith (1992).  
Together or separate. A study of siblings in foster care. *Child Welfare*, 3, 257–270.
- Statistisches Bundesamt (2006).  
Zwei von drei Kindern werden mit Geschwistern groß. Pressemitteilung Nr. 388 vom 19.9.2006.
- Statistisches Bundesamt (2007).  
Geburten in Deutschland. Wiesbaden: Eigenverlag.
- Statistisches Bundesamt (2008).  
Haushalte und Lebensformen der Bevölkerung. Ergebnisse des Mikrozensus 2006. Wiesbaden: Eigenverlag.
- Stewart, Robert B. (1983).  
Sibling attachment relationships. Child-infant interaction in the strange situation. *Developmental Psychology*, 2, 192–199.

- Stewart, Robert B. & Marvin, Robert S. (1984).  
Sibling Relations. The role of conceptual perspective-taking in the ontogeny of sibling caregiving. *Child Development*, 4, 1322–1332.
- Stewart, Susan D. (2005).  
How the birth of a child affects involvement with stepchildren. *Journal of Marriage and Family*, 2, 461–473.
- Stocker, Clare M., Dunn, Judy F. & Plomin, Robert (1989).  
Sibling relationships. Links with child temperament, maternal behavior and family structure. *Child Development*, 3, 715–727.
- Stone, Gaye, Buehler, Cheryl & Barber, Brian K. (2002).  
Interparental conflict, parental psychological control, and youth problem behavior.  
In B. K. Barber (Ed.), *Intrusive parenting. How psychological control affects children and adolescents* (pp. 53–95).  
Washington, DC: American Psychological Association.
- Sulloway, Frank J. (1997).  
Der Rebell der Familie. Geschwisterrivalität, kreatives Denken und Geschichte.  
Berlin: Siedler.
- Sutton-Smith, Brian & Rosenberg, Benjamin G. (1970).  
The sibling.  
New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Sydow, Kirsten von (2002).  
Bindung und gestörte Paarbeziehung.  
In B. Strauß, A. Buchheim & K. Horst (Hrsg.), *Klinische Bindungsforschung. Theorien – Methoden – Ergebnisse* (S. 231–241).  
Stuttgart: Schattauer.
- Tamrouti-Makkink, Ilse D., Dubas, Judith S., Gerris, Jan R. M. & van Aken, Marcel A. G. (2004).  
The relation between the absolute level of parenting and differential parental treatment with adolescent siblings' adjustment. *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines*, 8, 1397–1406.
- Tancredy, Caroline M. & Fraley, R. Chris (2006).  
The nature of adult twin relationships. An attachment-theoretical perspective. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1, 78–93.
- Tarren-Sweeney, Michael & Hazell, Phillip (2005).  
The mental health and socialization of siblings in care. *Children and Youth Services Review*, 7, 821–843.
- Teti, Douglas M. & Ablard, Karen E. (1989).  
Security of attachment and infant-sibling relationships. A laboratory study. *Child Development*, 6, 1519–1528.
- Teti, Douglas M. & Candelaria, Margo A. (2002).  
Parenting competence.  
In M. H. Bornstein (Ed.), *Handbook of parenting. Vol. 4: Social conditions and applied parenting, Part 2: Applied issues in parenting* (pp. 149–180).  
Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.

- Teubner, Markus J. (2005).  
Brüderchen, komm tanz mit mir ... Geschwister als Entwicklungsressource für Kinder?  
In C. Alt (Hrsg.), *Kinderleben. Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen. Band 1: Aufwachsen in Familien* (S. 63–98).  
Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Thorpe, Marilyn & Swart, Greta Toni (1992).  
Risk and protective factors affecting children in foster care. A pilot study of the role of siblings. *Canadian Journal of Psychiatry*, 9, 616–622.
- Toman, Walter (1987).  
Die Familienkonstellation.  
München: Beck.
- Trinke, Shanna J. & Bartholomew, Kim (1997).  
Hierarchies of attachment relationships in young adulthood. *Journal of Social and Personal Relationships*, 5, 603–625.
- Tseung, Caroline N. & Schott, Gareth (2004).  
The quality of sibling relationship during late adolescence. Are there links with other significant relationships? *Psychological Studies*, 1, 20–30.
- Tucker, Corinna J., McHale, Susan M. & Crouter, Ann C. (2003).  
Dimensions of mothers' and fathers' differential treatment of siblings. Links with adolescents' sex-typed personal qualities. *Family Relations*, 1, 82–89.
- Unverzagt, Gerlinde (1995).  
Geschwister. Die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart. *Psychologie heute*, 8, 34–37.
- Updegraff, Kimberly A., Thayer, Shawna M., Whiteman, Shawn D., Denning, Donna A. & McHale, Susan M. (2005).  
Sibling relational aggression in adolescence. Links to parent-adolescent and sibling relationship quality. *Family Relations*, 3, 373–385.
- Volling, Brenda L. & Belsky, Jay (1992).  
The contribution of mother-child and father-child relationships to the quality of sibling interaction. A longitudinal study. *Child Development*, 5, 1209–1222.
- Volling, Brenda L. & Blandon, Alysia Y. (2003).  
Positive indicators of sibling relationship quality. Psychometric analyses of the Sibling Inventory of Behavior (SIB).  
Paper prepared for the Child Trends' Positive Outcomes Conference, March 12–13, 2003.
- Waldinger, Robert J., Vaillant, George E. & Orav, E. John (2007).  
Childhood sibling relationships as a predictor of major depression in adulthood. A 30-year prospective study. *American Journal of Psychiatry*, 6, 949–954.
- Wallerstein, Judith & Lewis, Julia M. (2007).  
Sibling outcomes and disparate parenting and stepparenting after divorce. Report from a 10-year longitudinal study. *Psychoanalytic Psychology*, 3, 445–458.

- Walper, Sabine (1995). Familienbeziehungen und Sozialentwicklung Jugendlicher in Kern-, Ein- eltern- und Stieffamilien. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 2, 93–121.
- Walper, Sabine (2002). Verlust der Eltern durch Trennung, Scheidung oder Tod. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (5., vollständig überarbeitete Auflage) (S. 818–832). München: Psychologie Verlags Union.
- Walper, Sabine (2003). Individuation im Jugendalter. In J. Mansel, H. M. Griese & A. Scherr (Hrsg.), *Theoriedefizite der Jugendforschung. Standortbestimmung und Perspektiven* (S. 119–143). Weinheim: Beltz.
- Walper, Sabine (2004). Der Wandel der Familien als Sozialisationsinstanz. In D. Geulen & H. Veith (Hrsg.), *Sozialisationstheorie interdisziplinär – aktuelle Perspektiven* (S. 217–252). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Walper, Sabine & Krey, Mari (2009). Familienbeziehungen nach Trennungen. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Handbuch persönliche Beziehungen* (S. 715–743). Weinheim: Juventa.
- Walper, Sabine & Wild, Elke (2002). Wiederheirat und Stiefelternschaft. In M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.), *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage) (S. 336–361). Göttingen: Hogrefe.
- Walper, Sabine u. a. (2001). Familienentwicklung nach Trennung der Eltern als Sozialisationskontext für Kinder und Jugendliche. Entwicklungschancen und -risiken im Vergleich alter und neuer Bundesländer. Zwischenbericht zum 4. Fortsetzungsantrag der Arbeitsgruppe West und 5. Fortsetzungsantrag der Arbeitsgruppe Ost an die DFG. Berichte aus der Arbeitsgruppe „Familienentwicklung nach der Trennung“ 2000. Ludwig-Maximilians-Universität München und Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Watson-Gegeo, Karen A. & Gegeo, David W. (1989). The role of sibling interaction in child socialization. In P. G. Zukow (Ed.), *Sibling interaction across cultures. Theoretical and methodological issues* (pp. 54–76). New York: Springer.
- Wedge, Peter & Mantle, Greg (1991). Sibling groups and social work. A study of children referred for permanent substitute family placement. Aldershot: Avebury.

- Weinmann, Birgit (1994).  
Geschwisterbeziehung – Konstanz und Wandel.  
In S. Damm (Hrsg.), *Geschwister- und Einzelkinderfahrungen. Aufarbeitung im Kontext multimodaler Psychotherapie. Tagungen des VMT 1992 und 1993. Schriften des VMT, Band 1* (S. 76–89).  
Pfaffenweiler: Centaurus.
- Weisfeld, Glenn E., Czilli, Tiffany, Phillips, Krista A., Gall, James A. & Lichtman, Cary M. (2003).  
Possible olfaction-based mechanisms in human kin recognition and inbreeding avoidance. *Journal of Experimental Child Psychology*, 3, 279–295.
- Weltgesundheitsorganisation (2008).  
Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10 Kapitel V (F).  
Klinisch-diagnostische Leitlinien. Übersetzt und herausgegeben von Horst Dilling.  
Bern: Huber.
- Whelan, David J. (2003).  
Using attachment theory when placing siblings in foster care. *Child and Adolescent Social Work Journal*, 1, 21–36.
- White, Lynn K. & Reidmann, Agnes (1999).  
When the Brady Brunch grows up. Step, half and full sibling relationships in adulthood. *Journal of Marriage and the Family*, 1, 197–208.
- Whiting, Beatrice B., Whiting, John W. M. & Longabaugh, Richard (1975).  
*Children of six cultures. A psychocultural analysis.*  
Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Wild, Elke (1998).  
Adoption – Familienleben mit doppelter Elternschaft.  
In M. Wagner & Y. Schütze (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema* (S. 263–281).  
Stuttgart: Enke.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2005).  
Familiale Erziehungskompetenzen. Beziehungsklima und Erziehungsleistungen in der Familie als Problem und Aufgabe. Gutachten für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.  
Weinheim: Juventa.
- Wolfinger, Nicholas H., Kowaleski-Jones, Lori & Smith, Ken R. (2003).  
Double impact. What sibling data can tell us about the long-term negative effects of parental divorce. *Social Biology*, 1/2, 58–76.
- Wulczyn, Fred & Zimmermann, Emily (2005).  
Sibling placements in longitudinal perspective. *Children and Youth Services Review*, 7, 741–763.
- Young, Laura & Ehrenberg, Marion F. (2007).  
Siblings, parenting, conflict, and divorce. Do young adults' perceptions of past family experiences predict their present adjustment? *Journal of Divorce & Remarriage*, 3/4, 67–85.

- Zabernigg, Silvia (2003).  
„Das Risiko ist umso grösser, je schwerer die Kinder traumatisiert sind“.  
Interview mit Silvia Zabernigg über die gemeinsame Platzierung von  
Geschwistern. Netz, 2, 14–17.
- Zajonc, Robert B. (2001 a).  
Birth order debate resolved? *American Psychologist*, 6/7, 522–523.
- Zajonc, Robert B. (2001 b).  
The family dynamics of intellectual development. *American Psychologist*,  
6/7, 490–496.
- Zajonc, Robert B. & Markus, Gregory B. (1975).  
Birth order and intellectual development. *Psychological Review*, 1, 74–88.
- Zajonc, Robert B. & Mullally, Patricia R. (1997).  
Birth order. Reconciling conflicting effects. *American Psychologist*, 7,  
685–699.
- Zajonc, Robert B. & Sulloway, Frank J. (2007).  
The confluence model. Birth order as a within-family or between-family  
dynamic. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 9, 1187–1194.
- Zimmermann, Peter (1999).  
Bindungsentwicklung von der frühen Kindheit bis zum Jugendalter und  
ihre Bedeutung für den Umgang mit Freundschaftsbeziehungen.  
In G. Spangler & P. Zimmermann (Hrsg.), *Die Bindungstheorie. Grundlagen,  
Forschung und Anwendung* (3., durchgesehene Auflage) (S. 203–231).  
Stuttgart: Klett-Cotta.

Jahrgang 1956, Diplompsychologin, Professorin für Jugendforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität, Institut für Pädagogik, Bildungs- und Sozialisationsforschung. Arbeitsschwerpunkte: Familien- und Jugendforschung, vor allem Forschung zur Gestaltung von Familienbeziehungen, zu Auswirkungen von Scheidung und neuen Partnerschaften auf Kinder, zu Einflüssen von Armut auf das Familienleben und die Entwicklungschancen von Kindern. Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend sowie Mitherausgeberin der Zeitschrift „Psychologie in Erziehung und Unterricht“.

### Carolin Thönnissen

Jahrgang 1981, M.A., Erziehungswissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM) an der Fakultät für Psychologie und Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsschwerpunkte: Jugendalter und junges Erwachsenenalter, Beziehung zur Herkunftsfamilie, Erziehung.

### Dr. phil. Eva-Verena Wendt

Jahrgang 1977, Diplompsychologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM) an der Fakultät für Psychologie und Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München. Forschungsschwerpunkte: Familienbeziehungen in Kern-, Trennungs- und Konfliktfamilien, Entwicklungsbesonderheiten in der Adoleszenz, Partnerschaftsgestaltung und Sexualität in jungen Paarbeziehungen.

### Bettina Bergau

Jahrgang 1981, Diplompsychologin, psychologische Sachverständige für Familienrechtsfragen, Doktorandin an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: psychologische Begutachtung in familiengerichtlichen Fragestellungen und Forschung zu lösungsorientierter Begutachtung im familiengerichtlichen Verfahren.

Das Sozialpädagogische Institut (SPI) gehört zum Geschäftsbereich Personal & Pädagogik des SOS-Kinderdorfvereins und ist sozialwissenschaftlich und beratend tätig. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen Fachpublikationen, Fachveranstaltungen, praxisbegleitende Forschungsprojekte und Projekte zur Unterstützung der Strategischen Vereinsentwicklung. Eine Aufgabe des Institutes ist es, die Praxis der SOS-Einrichtungen im Kontext aktueller jugendhilfe- und sozialpolitischer Entwicklungen zur Diskussion zu stellen.

### **SPI-Publikationen**

Zu unseren Publikationen gehören das Fachmagazin „SOS-Dialog“, die „SPI-Schriftenreihe“ und die „SPI-Materialien“. Weitere Informationen über unsere Veröffentlichungen und Forschungsprojekte erhalten Sie auf unseren Internetseiten ([www.sos-kinderdorf.de/spi](http://www.sos-kinderdorf.de/spi)).

Das Fachmagazin „SOS-Dialog“ behandelt unter der Rubrik „Forum“ jeweils einen thematischen Schwerpunkt. In weiteren Rubriken finden Sie Beiträge zu aktuellen Themen und Fragen der Kinder- und Jugendhilfe sowie praxisbezogene Beiträge aus der Arbeit von SOS-Einrichtungen. SOS-Dialog wird kostenfrei abgegeben. Wir nehmen Sie gerne in unseren Verteiler auf.

In der SPI-Schriftenreihe erscheinen:

- Autorenbände, in denen Autorinnen und Autoren zu einem aktuellen Thema Position beziehen,
- Praxisbände, in denen wir Themen aus der Praxis von SOS-Einrichtungen aufgreifen,
- Dokumentationen von Fachtagungen, sofern das Tagungsthema für die breite Fachöffentlichkeit von Interesse ist.

Diese Publikationen können kostenpflichtig direkt über das SPI bezogen werden. Wenn Sie sich in den Verteiler der SPI-Schriftenreihe aufnehmen lassen, senden wir Ihnen die Bände jeweils automatisch zu.

## **Fachmagazin SOS-Dialog**

Elternarbeit, Heft 1993  
Ausbilden statt Ausgrenzen, Heft 1995  
Perspektiven von Beratung, Heft 1996  
Jungenarbeit, Heft 1998  
Kinderarmut in Deutschland, Heft 1999  
Hilfeplanung, Heft 2000  
Jung und chancenlos?, Heft 2001  
Selbstbestimmt leben! Aber wie?, Heft 2002  
Mütter stärken, Heft 2003  
Jugendliche zwischen Aufbruch und Anpassung, Heft 2007

## **SPI-Schriftenreihe (Auswahl)**

### **Autorenbände**

„Jugendämter zwischen Hilfe und Kontrolle“

Mit Beiträgen von Dieter Greese; Ludwig Salgo; Thomas Mörsberger;  
Reinhold Schone; Johannes Münder, Barbara Mutke  
Autorenband 5, 2001, Eigenverlag  
(vergriffen, als Download verfügbar)

„Migrantenkinder in der Jugendhilfe“

Mit Beiträgen von Franz Hamburger; Ursula Boos-Nünning, Yasemin  
Karakaoğlu; Christel Sperlich; Kristin Teuber; Karin Haubrich, Kerstin Frank  
Autorenband 6, 2002, Eigenverlag

„Die Gesellschaft umbauen. Perspektiven bürgerschaftlichen Engagements“

Gastherausgeber Gerd Mutz. Mit Beiträgen von Warnfried Dettling;  
Rupert Graf Strachwitz; Gerd Mutz; Heiner Keupp; Susanne Korfmacher,  
Gerd Mutz; Susanne Korfmacher, Gina Roberts; Robert J. Schout  
Autorenband 7, 2003, Eigenverlag

„Fortschritt durch Recht“

Mit Beiträgen von 22 namhaften Autoren zur Entwicklung des Sozial-,  
Jugend- und Familienrechts und ihre Bedeutung für die Kinder- und  
Jugendarbeit und die Soziale Arbeit  
Autorenband 8, 2004, Eigenverlag

### **Praxisbände**

„Zurück zu den Eltern?“

Erfahrungen mit systemischer Familienarbeit in Haus Leuchtturm, einer  
heilpädagogischen Kinderwohngruppe mit Sozialtherapie, SOS-Kinderdorf  
Ammersee

Mit Beiträgen von Kathrin Taube, Gabriele Vierzigmann; Kathrin Taube;  
Manfred Spindler  
Praxisband 2, 2000, Eigenverlag

## Dokumentationen

„Herkunftsfamilien in der Kinder- und Jugendhilfe – Perspektiven für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit“

Dokumentation zur Fachtagung „Herkunftsfamilien in der Kinder- und Jugendhilfe – Perspektiven für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit“, 10. bis 12. Februar 2003, Frankfurt am Main

Mit Beiträgen von Jürgen Blandow; Carsten Lehmann; Josef Faltermeier; Klaus D. Müller; Reinhard Wiesner; Nanina Sefzig; Wolfgang Graßl, Wilhelm Wellessen; Lothar Unzner; Silvia Dunkel; Werner Schefold; Christian Schrapper

Dokumentation 3, 2004, Eigenverlag

„Hilfeplanung – reine Formsache?“

Dokumentation zur Fachtagung „Hilfeplanung – reine Formsache?“, 11. bis 12. November 2004, Berlin

Mit Beiträgen von Reinhard Wiesner; Johannes Münden; Hans-Ullrich Krause, Reinhart Wolff; Silke Pies, Christian Schrapper; Silke Pies; Marion Moos, Heinz Müller; Hans Leitner, Karin Troscheit-Gajewski; Marion Strehler; Wolfgang Sierwald; Christian Schrapper; Luise Hartwig, Martina Kriener; Walter Weiterschan; Mathias Schwabe; Ulrike Urban

Dokumentation 4, 2005, Eigenverlag

„Wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe?“

Dokumentation zur Fachtagung „Zwischen Fürsorge und Eigenverantwortung – wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe?“, 26. bis 27. Oktober 2005, Berlin

Mit Beiträgen von Thomas Rauschenbach; Ulrich Bürger; Mechthild Wolff, Sabine Hartig; Reinhild Schäfer; Sabine Handschuck; Nicola Gragert, Mike Seckinger; Alfred L. Lorenz, Karin Mummenthey; Wolfgang Graßl; Liane Pluto, Eric van Santen; Hubertus Schröer; Hans-Ullrich Krause; Thomas Röttger, Andreas Krämer; Peter Gerull; Ilona Fuchs; Wolfgang Sierwald, Hans-Georg Weigel; Mechthild Wolff; Johannes Münden

Dokumentation 5, 2007, Eigenverlag

(vergriffen, als Download verfügbar)

„Kinderschutz, Kinderrechte, Beteiligung“

Dokumentation zur Fachtagung „Kinderschutz, Kinderrechte, Beteiligung – für das Wohlbefinden von Kindern sorgen“,

15. bis 16. November 2007, Berlin

Mit Beiträgen von Johannes Münden; Günther Opp; Jörg Maywald; Rüdiger Ernst; Christian Lüders; Esin Erman; Britta Sievers; Gerd Engels, Klaus Hinze; Elfriede Seus-Seberich, Heike Jockisch; Wolfgang Sierwald, Mechthild Wolff; Jana Frädrich

Dokumentation 6, 2008, Eigenverlag

## SPI-Materialien

„Beteiligung ernst nehmen“

Dokumentation zur Fachtagung des SOS-Kinderdorf e.V., 1. bis

3. November 2001, Immenreuth

Mit Beiträgen von Ullrich Gintzel; Ullrich Gintzel, Kristin Teuber; Kristin Teuber, Wolfgang Sierwald; Andreas Tonke; Liane Pluto, Mike Seckinger

Materialien 3, 2003, Eigenverlag

„Hilfeplanung als Kontraktmanagement? Gemeinsam Hilfe planen und Ziele entwickeln“

Dokumentation, Ergebnisse und Materialien des Modellstandortes  
Nürnberg – Fürth – Erlangen aus dem Bundesmodellprojekt zur Hilfeplanung  
Wolfgang Sierwald, Marion Strehler  
Materialien 4, 2005, Eigenverlag  
(vergriffen, als Download verfügbar)

### **SPI-Fachartikel (Auswahl)**

Gabriele Vierzigmann & Reinhard Rudeck (2006)

„Wie können Kinder auf eine Fremderziehung vorbereitet werden?“

Gabriele Vierzigmann (2006)

„Wie können Eltern auf eine Fremderziehung ihres Kindes vorbereitet werden?“

Gabriele Vierzigmann & Reinhard Rudeck (2006)

„Welche fachliche Begleitung ist für ein Kind während einer Fremderziehung notwendig und geeignet?“

Gabriele Vierzigmann (2006)

„Wie können Eltern während der Fremderziehung ihres Kindes unterstützt und wie kann mit ihnen zusammengearbeitet werden?“

In H. Kindler, S. Lillig, H. Blüml, T. Meysen & A. Werner (Hrsg.), Handbuch Kindeswohlgefährdung nach § 1666 BGB und Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD) (Kapitel 96–99)

München: Deutsches Jugendinstitut e.V.

[http://213.133.108.158/asd/ASD\\_Inhalt.htm](http://213.133.108.158/asd/ASD_Inhalt.htm)

Wolfgang Sierwald (2008)

„Gelingende Beteiligung im Heimalltag. Eine repräsentative Erhebung bei Heimjugendlichen“

Dialog Erziehungshilfe, 2/3, 35–38

SOS-Kinderdorf e.V. ist ein freier, gemeinnütziger Träger der Kinder- und Jugendhilfe, der sich auf der Basis lebensweltorientierter und partizipativer Ansätze Sozialer Arbeit insbesondere für sozial benachteiligte Kinder, Jugendliche und ihre Familien einsetzt.

Seit Mitte der Fünfzigerjahre hat der SOS-Kinderdorfverein in der Bundesrepublik Deutschland ein vielfältiges Spektrum ambulanter, teilstationärer und stationärer Angebote aufgebaut. Heute unterhält er 46 Einrichtungen mit differenzierten Leistungsangeboten: Kinderdörfer, Jugendeinrichtungen, Mütterzentren und Mehrgenerationenhäuser, Beratungsstellen, Berufsausbildungszentren, Dorfgemeinschaften für Menschen mit Behinderungen (Stand 4/2009).

